

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N 36. Jahrg. III.

1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Es kam Wolfgang am nächsten Tage hart an, daß die Nähe des Jahreschlusses ihn zwang, sich mit mancherlei Vorbereitungen auf die Inventur zu beschäftigen und länger als sonst im Comptoir auszuhalten. Das übrige Personal hatte sich längst entfernt und ihn bei seinen Büchern allein gelassen; er stand eben im Begriff, sie zuzuschlagen und nach Hause zu gehen, um an Martha zu schreiben (er hatte sich bei Frau Meiling Thee bestellt und gedachte, nothfalls die ganze Nacht schreibend zu verbringen), als der Kommerzienrath, ganz wider seine Gewohnheit, noch einmal in's Comptoir zurückkam; er hatte angeblich seine Pultschlüssel stecken lassen und wollte sie holen. Mit einer Kordialität, die ihn eine gewisse Ueberwindung kostete, brachte er Wolfgang eine Handvoll acht Importirter und meinte freundlich:

„Nehmen Sie, Herr Hammer — hochfeines Kraut! Herrnhuter Fabrikat — so ziemlich das Beste, was es gibt. Aber Sie sind ja Kenner und bei einer reellen Havannah arbeitet es sich noch einmal so gut. Warum lassen Sie sich übrigens nicht helfen? Sie brauchen nicht alles allein zu machen.“

Wolfgang war ziemlich überrascht, — was fiel nur seinem Chef ein? Ruhig erwiderte er:

„Ehe ich jemanden weitläufige Erklärungen gebe und ihn dann auch noch kontrolle, nehme ich die Arbeit lieber selber vor; ich komme dabei rascher zustande und bin meiner Sache sicherer.“

Herr Reischach klopfte ihn wohlwollend auf die Schulter und sagte: „Immer der Alte! Immer: 'Selbst ist der Mann!' Man trifft solche Grundsätze selten, und ich ehre und achte sie. Sie wissen, ich mache nicht viele Worte, aber ich habe mich schon oft über Sie gefreut und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie bei mir einen Stein im Brete haben. Es verschlägt nichts, daß Sie nebenbei auch ein kleiner Taufendaja sind, der den Mädchen die Köpfe verdreht und allerlei seltsame Geschichten anrichtet.“

Wolfgang ward betreten; dieser Ton berührte ihn unangenehm, und er konnte nicht einmal absehen, wo das hinaus sollte.

„In diesem Augenblick verstehe ich Sie nicht, Herr Kommerzienrath; Sie müssen wohl oder übel falsch berichtet worden sein, denn ich wüßte nicht, auf welche thatsächliche Unterlage sich diese scherzhafte Anspielung stützen könnte.“

„Nun seh' einmal einer an, wie unschuldig er sich stellen kann! Als ob er kein Wässerchen getrübt hätte, und doch weiß ich sehr genau, daß ich nicht zuviel gesagt habe und daß man

gegen eine, die man wohl kennen wird, entschieden lebenswürdig gewesen ist, als nöthig gewesen wäre. Ich kenne diese eine sehr genau und weiß, daß das Malheur ziemlich groß ist.“

Ein jäher Verdacht in Wolfgang auf; er erröthete tief und das Wort starb ihm auf der Lippe.

Der Kommerzienrath faßte das eine Ende seines blonden Schnurbarts, wirbelte es vertraulich-scherzend um den Finger und sagte heiter:

„Nun, besinnen Sie sich? Habe ich den wunden Punkt getroffen? Ja, ja, es ist nichts so fein gesponnen u. s. w. Das wird auch bei Ihnen wahr, und Sie sind doch nicht vorsichtig genug gewesen. Nun, handelte es sich nicht gerade um Martha Hoyer, so hätte mir die Geschichte ja entgehen können, so aber — das mußte doch herauskommen, früher oder später.“

Wolfgang war sichtlich bestürzt, aber der Kommerzienrath deutete diese Bestürzung falsch und fuhr begütigend und beruhigend fort: „Nun, Sie können schon zugeben, daß ich recht habe, der Kopf geht deswegen nicht herunter, und was will ich denn weiter thun, als Ja und Amen sagen, da die Affäre schon so weit gediehen ist, daß sich die arme Martha die Augen aus dem Kopfe weinen würde, wenn sie ihren schmucken Wolfgang Hammer nicht bekäme. Man hat doch auch kein Kieselherz und am Ende habe ich Martha nicht einmal etwas zu sagen.“

Eine fahle Blässe hatte sich auf Wolfgangs Zügen gelagert und düster und gepreßt fragte er:

„Darf ich mir zunächst die Frage erlauben, ob Fräulein Hoyer selbst es gewesen ist, die Ihnen Andeutungen gemacht hat, aus denen Sie diese Schlüsse ziehen?“

„Andeutungen! Schlüsse!“ erwiderte der Kommerzienrath mit etwas gezwungenem Lächeln; ganz wohl war ihm doch nicht, und er hatte geglaubt, die Sache werde leichter in's Reine kommen. „Eine ganze Geschichte, Herr Hammer, hat man mir schließlich gebeichtet, eine sehr pitante Geschichte — und wer sonst, als Fräulein Hoyer selber?“

„Und Sie sind also, was mir, verzeihen Sie, zunächst doch das Wichtigste ist, ermächtigt, mir zu sagen, daß meine Werbung um sie bei ihr eine günstige Aufnahme fände?“

„Können Sie denn noch immer nicht daran glauben, daß Sie so erstaunliches Glück haben? Soll ich es Ihnen etwa Schwarz auf Weiß geben? Daran, daß sich ein nicht mehr ganz junges

Mädchen in einen charmanten jungen Mann mit einem so prächtigen Schnurrbart verliebt, ist doch am Ende nichts Wunderbares, und Sie haben, denke ich, ehrlich das Ihrige gethan, um sie verliebt zu machen. Warum halten Sie es für nöthig, mir gegenüber zu thun, als seien Sie wie aus den Wolken gefallen?"

"Glauben Sie mir, Herr Kommerzienrath, ich war, was auch zwischen Fräulein Hoyer und mir vorgefallen sein mag — und das ist herzlich wenig — auf diese Wendung nicht gefaßt!" lautete die Antwort, deren letzte Worte einen fast stählernen Klang angenommen hatten, der den Kommerzienrath auf's äußerste befremdete.

"Aber, ich bitte Sie, Herr Hammer, wozu nun alle die Umstände? Sie werden mir doch nicht einreden, daß Sie mit keiner Silbe an eine Verheirathung gedacht hätten. Es ist doch eine gute Partie, eine verdammt gute Partie, die Sie da machen, und ich bin der letzte, der es Ihnen verdenkt, daß Sie Ihren Vortheil geschickt wahrnahmen. Ein junger Mensch muß Glück haben, das war immer mein Wahlspruch, und die einfachste Art, zu einem Kapital zu kommen, ist eben doch die, es zu erheirathen, wenn man selbst ein Auge dabei zudrücken muß. Von der Liebe allein lebt man nicht, und eine schöne Schüssel kann man nicht essen. Ich verdanke es Ihnen ganz gewiß nicht, daß Sie resolut zugegriffen haben, und ich würde einen jungen Mann, dem sich eine so brillante Gelegenheit bietet und der sie nicht benützt, für verzweifelt unpraktisch halten. Sie sind mir jedenfalls viel lieber, als ein Offizier, der sein Vermögen verjubelt hat, bis an den Hals in Schulden steckt und sich dann unter des Landes Töchtern nach den schwersten umsieht. Es freut mich umsomehr, daß Sie so verständig und praktisch handeln, als ich gefürchtet hatte, Sie seien in vieler Beziehung auch ein Schwärmer und pakteten nicht in die Welt."

Es war ein düster-forschender Blick, den Wolfgang auf den Kommerzienrath heftete, indem er erwiderte:

"Ich bedauere, gestehen zu müssen, daß die günstige Meinung, die Sie von mir hegen, nicht ganz begründet ist; ganz so praktisch, als Sie glauben, denke und fühle ich doch nicht, und es will mir nicht einleuchten, daß diese Angelegenheit zwischen uns erörtert werden mußte, bevor zwischen Fräulein Hoyer und mir bindende Erklärungen ausgetauscht worden waren."

Der Kommerzienrath lachte überlegen. "Aber, bester Herr Hammer, das ist in der That lustig. Sollten Sie denn wirklich nicht einsehen, daß es ganz etwas anderes ist, ob man ein blutarmes Mädchen heirathet, oder ob man im Begriff steht, eine glänzende Partie zu machen? Im ersteren Falle kann sich ja alles in der romantischsten Weise abwickeln; hier sind doch so mancherlei äußerst materielle Nebenumstände in's Auge zu fassen und zu regeln, und es ist nicht bloß praktisch, sondern sogar eine Forderung des Partgefühl's, daß diese Dinge erledigt sind, bevor es zur Erklärung kommt. Sie werden begreifen, daß eine ziemlich poetisch angelegte Dame, wie es Fräulein Hoyer ist, den Wunsch hegt, sich die ersten Tage oder gar Stunden des Liebesglücks nicht durch solche Erörterungen zu trüben und zu verderben? Da besinnt man sich denn auf so unpoetische und unromantische Personen, wie es Väter und Onkel sind, oder sonstige männliche Stützen, und betraut sie mit der Mission, diese leidige Seite der Angelegenheit in diskreter Weise zu regeln, damit man nachher ungestört schwärmen kann."

Der Kommerzienrath nahm Wolfgangs bitter-ironisches: "Fräulein Hoyer hätte allerdings keinen diskreteren Vermittler finden können!" für baare Münze und fuhr zuversichtlich fort:

"Eine solche Vermittlung war um so unerlässlicher, als in unserm Falle noch einige kleine Bedingungen zu stellen waren, an deren Annahme sie selbstverständlich nicht zweifelt, die stellen zu müssen ihr aber sehr peinlich ist, so peinlich, daß sie ausdrücklich fordert, daß über dieselben auch für alle Zukunft beiderseits unbedingtes Stillschweigen beobachtet wird und daß sie nie auch nur andeutungsweise berührt werden, — wiederum ein Beweis von weiblichem Partgefühl, den Sie gewiß bewunderungswürdig finden werden."

"Darf ich bitten, mich über diese Bedingungen offen und unverfälscht und mit einemmale zu unterrichten, obgleich sie meinen Entschluß schwerlich irgendwie beeinflussen werden?"

"Das glaub' ich auch, Herr Hammer," lachte der Kommerzienrath. "Eigentlich ist es selbstverständlich, daß diese Wünsche Fräulein Hoyers erfüllt werden würden, auch wenn sie dieselben nicht ausgesprochen hätte, und ich war der Meinung, daß sie garnicht nöthig hätte, Sie durch ein Versprechen zu binden. Der

Uebergang aus einer Lebensstellung und einem Gesellschaftskreise in wesentlich verschiedene bringt unwillkürlich nicht bloß eine Aenderung der Lebensweise und der Liebhabereien, sondern selbst einen Wechsel der Anschauungen mit sich, und ich halte Sie für viel zu einsichtig und taktvoll, als daß sich nicht alles ganz von selbst nach den Wünschen der Braut und Frau gestaltet hätte. Aber sie legte Gewicht auf diese kleinen Bedingungen, glaubte sogar, daß sie ein kleines Opfer von Ihnen fordere und bestand darauf, daß ich diese Seite der Angelegenheit mit Ihnen bespräche. Nun, ich denke, Sie werden Ihrer zukünftigen Frau mit Vergnügen beruhigende Zusicherungen geben."

"Und an welche Bedingungen — Sie entschuldigen meine Ungeduld — glaubt Fräulein Hoyer die Gewährung ihrer Hand knüpfen zu müssen?"

"Sie würde keine ruhige Stunde haben, wenn Sie noch länger der Feuerwehr angehörten; gewiß ist diese Thätigkeit bei Ihrem Eifer und Ihrer Kühnheit mit ernststen Gefahren verbunden, — ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, Sie an den fast tragischen Vorfall in diesem Frühjahr zu erinnern."

"Und die übrigen Kleinigkeiten?" drängte Wolfgang.

"Fräulein Hoyer findet, es sei nicht zulässig, daß ihr Mann in einem Bildungsverein vor Arbeitern, vor Leuten aus den untersten Schichten, vor Kretzi und Plethi, Vorträge halte, — als ob Sie später Lust und Zeit haben würden, sich mit solchen Dingen abzugeben! Als ob Sie sich nicht lieber Ihrer Frau und den gesellschaftlichen Verpflichtungen widmen würden, die Ihnen aus Ihren neuen Verhältnissen erwachsen werden! Aber so sind nun die Frauen, sie wollen immer ganz sicher gehen."

Es war eine Starrheit über Wolfgang gekommen, die der Kommerzienrath für Gleichgültigkeit hielt; so fuhr er denn in leichtem Tone fort:

"Durch irgendeine Klatscherei hat Fräulein Hoyer Kenntniß davon erhalten, daß Sie aus falschverstandener Humanität der Bewegung unter den Arbeitern indirekt Vorschub geleistet haben, sodaß Sie in den Verdacht gekommen sind, Sympathien für die verabscheuungswürdigen Bestrebungen der Partei zu hegen, die alles Bestehende umstürzen will. Sie können sich denken, welchen Eindruck diese Einflüsterungen auf sie gemacht haben; sie verabscheut selbstverständlich diese Partei von Grund ihrer Seele, und da ich nicht in Abrede stellen konnte, daß allerdings verschiedene Ihrer Handlungen, wenigleich gewiß aus ganz andern Motiven hervorgegangen, Sie dem Verdacht aussetzen, derartige Sympathien zu hegen, so ist es ihr am Ende nicht zu verargen, wenn sie verlangt, daß Sie überhaupt jeden Verkehr mit den Arbeitern abbrechen, der einem solchen, für sie furchtbar peinlichen Gerücht neue Nahrung geben könnte. Ich habe ihr vorgeschlagt, daß Sie viel zu vernünftig seien, um derartige hirnverbrannte Ideen zu theilen, und daß überdies, wenn Sie nur erst ein Kapitalist geworden seien, Ihr eignes Interesse Sie vor allen derartigen schwärmerischen Extravaganzen behüten würde, aber sie war nicht von ihrer fast abergläubischen Furcht zu kuriren und behauptet, sie könne Ihnen nur dann die Hand reichen, wenn sie volle Beruhigung über diesen Punkt hätte. Die Wohlthätigkeit, die eine Pflicht des Reichthums ist — noblesse oblige — werde sie nach wie vor üben, Sie sollten sich prinzipiell jedes Umgangs mit den Leuten enthalten, der nach dem Vorausgegangenen falsch gedeutet werden könnte. Ich denke, als verständiger Mann werden Sie sie lächelnd auch über diesen Punkt beruhigen, aber Sie sehen wohl ein, daß sie nicht selbst darüber mit Ihnen reden möchte."

Es entstand eine fatale, beklemmende Pause. Wolfgang antwortete nicht, sondern starrte finster und wie betäubt vor sich hin, während er die spitze, scharfe Klinge des Radirmessers mechanisch wieder und wieder in die Ledermappe stieß, die als Unterlage auf seinem Tische lag. Als nun der Kommerzienrath, um die verlegene Situation zu beenden, mit erzwungener Jovialität sagte:

"So, nun wären die wichtigen Bedingungen heraus und Sie lachen wohl mit mir über diese Frauenzimmer-Bedenklichkeiten. Jedenfalls wissen Sie nun, unter welchen Bedingungen Sie sich morgen das 'Ja' einer zärtlich-besorgten Braut holen, obgleich diese Bedingungen selbstverständlich mit keinem Wort berührt werden. Hahaha! Liebesleute, die über so trockne und nüchterne Dinge sich unterhalten, als wenn sie nichts Besseres zu thun hätten und als wenn es nicht viel genußreicher wäre, sich an's 'Du' zu gewöhnen! Wann gedenken Sie zu kommen? Es wäre doch gut, wenn man es vorher wüßte, sodaß es sich so einrichten läßt, daß Sie Fräulein Hoyer allein treffen. Halten Sie es denn

bis zum Abend aus? Man war doch auch einmal dreißig Jahre und weiß noch, wie man da die Minuten gezählt hat!"

Der Kommerzienrath war seiner Sache jetzt vollkommen sicher, und so war er denn doppelt betreten über den harten, düstern, einen gewaltsamen Entschluß verrathenden Blick, den Wolfgang, wie aus langem Brüten aufwachend, zu ihm aufschlug, über die Fahlheit und Regungslosigkeit seiner Züge, über den trostigen Ausdruck der fest aufeinander gepreßten Lippen. Es war, als habe Wolfgang's Stimme, trotz seines gewaltsamen Ringens nach Fassung und Selbstbeherrschung, allen Klang verloren, als er erwiderte:

"Ich bin nie so ungeduldig gewesen und werde es diesmal bestimmt nicht sein. Alles, was Sie mir heute mitgetheilt haben, ist so überraschend und überwältigend über mich gekommen, ich war, was Sie auch glauben mögen, so wenig gefaßt auf solche Eröffnungen, ich habe bisher so wenig daran gedacht, meine Blicke zu Fräulein Hoyer zu erheben, daß ich erst wieder zu mir selber kommen muß. Fräulein Hoyer gegenüber erklären Sie die Verzögerung wohl damit, daß sie mir ja Bedingungen gestellt habe, von denen sie selbst glaubt, daß es mir ein Opfer kosten werde, sie zu erfüllen, und eventuell können Sie ihr ja auch sagen, daß man, wenn man in meiner Lage gewesen sei, Zeit brauche, sich an den Gedanken eines solchen Glücks zu gewöhnen. Auf keinen Fall aber thue ich einen Schritt, ohne ihn erwogen zu haben, und ich muß mir also eine Bedenkzeit ansbitten."

Es war dem Kommerzienrath nicht entgangen, daß ein Widerspruch zwischen den Worten des jungen Mannes und seiner ganzen Haltung, sowie dem Klang seiner Stimme bestand, es war ihm sogar, als klinge etwas wie bitterster Hohn gerade durch die verbindlichsten Stellen, und das Verlangen einer Bedenkzeit war ein so unerhörtes, ja beinahe lächerliches, daß er sich nur mühsam in die veränderte Lage fand. Die Geschichte war ihm entschieden nicht geheuer, aber was sollte man mit einem so sonderbaren Menschen anfangen? So fragte er denn beinahe kleinlaut:

"Und wie lange wollen Sie die Entscheidung aufschieben?"

"Binnen hier und spätestens drei Wochen erhalten Sie meine Erklärung; sie ist mir schon jetzt nicht zweifelhaft, indessen möchte ich erst mit mir selber völlig in's Reine kommen, und ich glaube, die eigenthümlichen Umstände rechtfertigen das Verlangen, dessen Ungewöhnlichkeit ich vollständig einsehe."

Das klang schon wieder viel unbedenklicher, und die Menschenkenntniß des Kommerzienraths wegte überhaupt, nachdem die erste Bestürzung überwunden war, zu der Annahme, daß Wolfgang nur ein wenig Komödie spiele. Man muthete ihm im Grunde doch einen Abfall von seinen Ueberzeugungen zu, und war es denn nicht am Ende verzeihlich, obwohl herzlich überflüssig, daß er aus Scham und Stolz sich ein wenig sperrte und zierte, daß er sich stellte, als koste ihn der Entschluß, der ja wohl feststand, ernste Ueberwindung? Er konnte glauben, das einzige Aequivalent, welches er für das Vermögen Martha Hoyers zu bieten hatte, durch ein scheinbares Zaudern und Schwanken werthvoller machen zu müssen, und diese harmlose Spiegelschere konnte man ihm ja am Ende gönnen. Daran, daß er lange vor Ablauf der erbetenen Frist sich beeilen würde, die Beute, nach der er aus Anstandsgefühl nicht sofort greifen mochte, einzuheimen, konnte doch vernünftigerweise nicht gezweifelt werden, und so nahm denn der Kommerzienrath keinen Anstand, dem jungen Manne für seinen unvermeidlichen Rückzug die gewünschte goldne Brücke zu bauen. Je fester er davon überzeugt war, daß Wolfgang nur aus rein

geschäftsmäßigen Erwägungen sich das alternde reiche Mädchen gefapert habe, was er ja für einen kleinen Meisterreich hielt, dem er seine Bewunderung nicht versagen konnte, je mehr die kaum gehante Geriebenheit Wolfgang's ihm imponirte, für desto schlauer hielt er es, ihm die Konzessionen, zu denen die kommerzienrathliche Schlaueit ihn zwang, nicht unnöthig zu erschweren, und so sagte er denn launig:

"Gut denn, obgleich ich natürlich für die etwaigen Folgen nicht aufkommen kann. Ich werde mir Mühe geben, Fräulein Hoyer Ihre sonderbare Bedingung in unverfänglichem Lichte darzustellen, und ich hoffe, daß mir das gelingen wird, aber je früher Sie Ihre Strupel über Bord werfen, desto besser wird es jedenfalls sein."

"Es ist mir so außerordentlich viel an diesem Aufschub gelegen, daß ich Ihnen für Ihre Güte garnicht dankbar genug sein kann, und Sie können sich darauf verlassen, Herr Kommerzienrath, daß ich eine Antwort geben werde, die an Klarheit und Unzweideutigkeit nichts zu wünschen übrig läßt und deren Form vielleicht auch Sie überraschen wird. Ich bin mir über das Wie? noch nicht ganz klar, das eben soll sich in der Zwischenzeit finden. Sie können Fräulein Hoyer sagen, daß ich auch in diesem Falle ganz ich selber sein und daß sie mich bis auf den kleinsten Zug wiedererkennen würde."

Wolfgang hatte das mit Zusammenfassung aller seelischen Kraft in einem möglichst verbindlichen und freundlichen Tone gesagt, indessen gebot er doch lange nicht über einen hinreichenden Fonds an Berstellungsgabe, und einen andern, als grade den Kommerzienrath, der jeden für einen Tollhändler gehalten hätte, der sich ein so brillantes Geschäft entgehen ließ, würde diese mysteriöse Erklärung eher beunruhigt, als in Sicherheit gewiegt haben. Dieser deutete sich jedoch die Worte in seinem Sinne, und mit einem fast verschmizten:

"Nun denn — gute Nacht, Herr Hammer, und wenn Ihnen ein alter Praktikus einen Rath geben darf, so machen Sie die Geschichte kurz!" verließ er das Comptoir.

Wolfgang sah ihm düster nach, bis die schweren Tritte verhallt waren, und wer ihm in die Augen gesehen hätte, der würde für die nächste Zukunft wenig Gutes geweissagt haben. Er saß dann wie gelähmt in seinem Sessel, die Arme suchten auf dem Pult eine Stütze und, beide Hände vor der fiebernden Stirn, saß er lange, lange mit geschlossenen Augen. Er wußte, was er zu thun hatte, und schon während der alle seine Träume vernichtenden Unterhaltung hatte er einen Entschluß gefaßt, der ihn mit einer Art von wilder Freude erfüllte, aber so ungeheuer jäh war die Enttäuschung gewesen, daß er sich erst jedes gewechselte Wort wieder in's Gedächtniß zurückrufen mußte. Und während dieses Sinnens zernagte er sich die Lippe, und eine schwere Thräne, aber eine Thräne des Jorns und der Scham, roßte über seine Wangen, und er wischte sie hastig mit der Hand fort, als der Lehrling in's Zimmer trat und sich schüchtern erkundigte, ob er noch lange zu arbeiten gedächte.

Er fuhr aus seinem Sinnen- und Brüten auf, gab ein einsilbiges: "Ich gehe sofort" zurück und verließ hastig, als würden ihm im Freien andere Gedanken kommen, das Comptoir. Sollte er noch auf ein paar Stunden in's Freie laufen? Der Schnee knirschte, die Sterne funkelten und flimmerten am tiefblauen, wolkenlosen Dezemberhimmel, und er liebte diese Nächte, aber er war wie zerbrochen und ging heim.

(Fortsetzung folgt.)

Peter Paul Rubens.

Am Ende des Mittelalters wurde die Malerei die bevorzugteste der Künste; ihre Schöpfungen vor allen anderen waren es, welche die düstere Starrheit des christlichen Lebens mäßigten und ihm einen Anstrich lichter Schönheit zu geben vermochten.

Zur raschesten und höchsten Entwicklung gelangte die Malerei in Italien, wo sich während der Kämpfe zwischen Papst und Kaiser eine Anzahl größerer, wohlhabenderer Städte die Freiheit von der Kaiserherrschaft zu erringen und zu behaupten gewußt hatte. Unter der republikanischen Regierungsform in Mailand, Genua, Florenz, Venedig u. s. w. bildete sich ein geistig höherstehender und selbständigerer Mittelstand, als das unter fürstlicher Herrschaft möglich gewesen wäre; es blühten Gewerbe und

Handel, und Wissenschaft und Kunst fanden Freunde und Pflieger genug.

Der Stoff, welchen die Malerei bei den christlichen Völkern vorzugsweise, anfangs fast ausschließlich, behandelte, war die biblische Geschichte und die Heiligenlegende; und auch die emporstrebende Kunst der Italiener konnte sich unmöglich von der sogenannten heiligen Geschichte emanzipiren, da die Religion nicht nur den Mittelpunkt, sondern den wesentlichen Inhalt des gesammten Geisteslebens bildete.

Indessen gewannen die heiligen Gestalten der italienischen Maler, im Gegensatz zu der byzantinischen Goldgrundmalerei vor dem Jahre 1200 und ihren langgerechten, fleischlosen Heiligen-

gespenstern, allgemach menschliches Fleisch und Bein und verriethen mehr und mehr liebevolle Hineigung zur Natur und sorgfältiges Studium der menschlichen Körperverhältnisse.

Der erste bedeutende italienische Maler, welcher energisch mit der Unwahrheit der altchristlichen Malweise brach und innere Wahrheit mit äußerer Freiheit in seiner Darstellung zu vereinigen suchte, war der am Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts lebende Giotto di Bondone.

Ihre volle Selbständigkeit erlangte jedoch die italienische Malerei erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch Fra Angelico da Fiesole, der die christliche Tradition mit dem Feuer inniger Begeisterung erfaßte und durchleuchtete und die althergebrachte Steifheit und Unschönheit des Stils zu ansprechendster Formenschönheit zu idealisieren verstand. Mehr noch als Fiesole strebte sein Zeitgenosse Masaccio di San Giovanni danach, seinen frommen Bildern durch strenge Naturwahrheit reales Leben einzuhauchen.

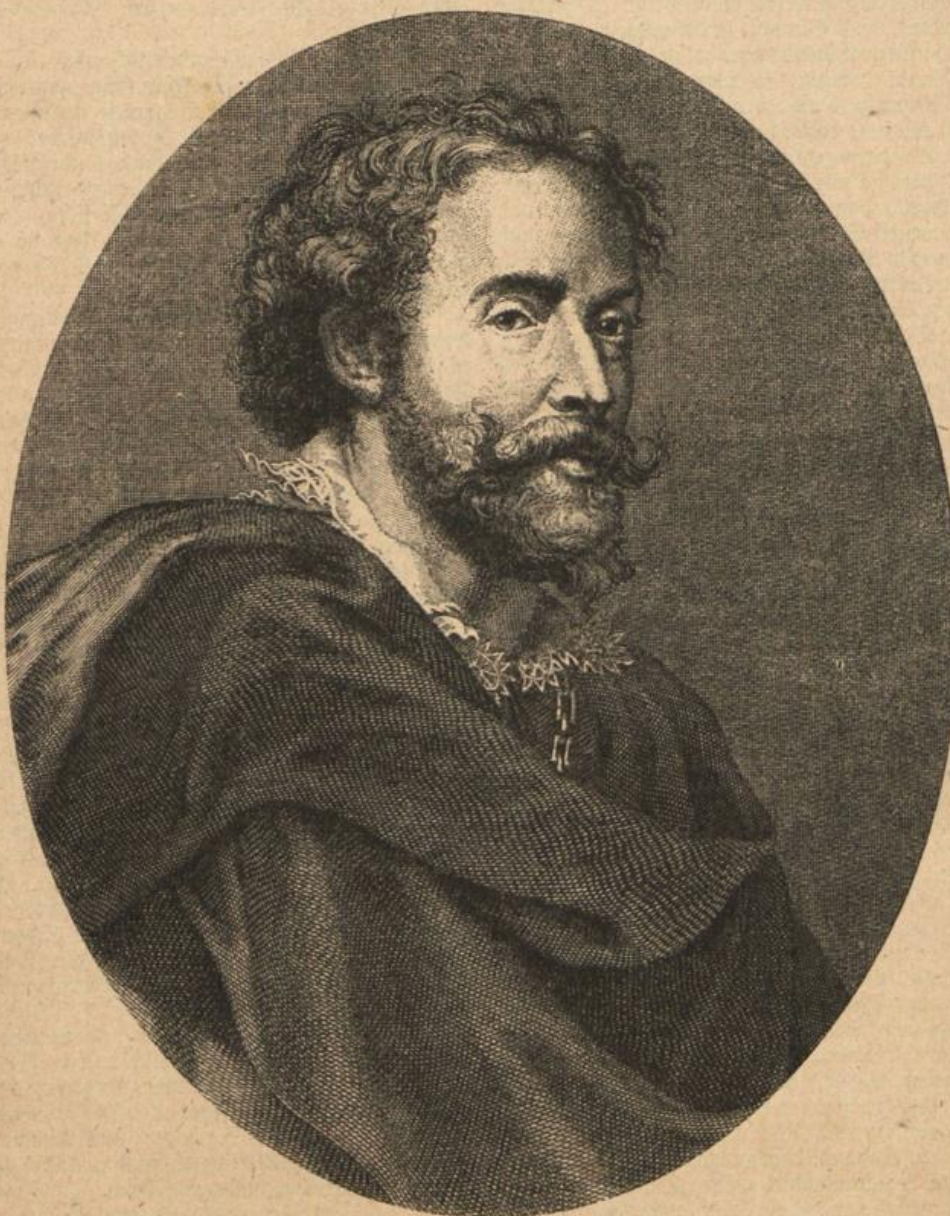
Anfangs des 16. Jahrhunderts begnügte sich die italienische Malerei auch damit nicht mehr; nicht nur in der Art der Darstellung, sondern auch in ihren Stoffen begann sie sich dem wirklichen Leben zuzuwenden und namentlich das Porträt zu kultivieren. Aber selbst während dieser Zeit war an ein Los-sagen der Kunst von der Religion nicht im entferntesten zu denken; nur von den Neu-herlichkeiten der Symbolik und der biblischen und Heiligengeschichte wandte sich der künstlerische Gestaltungstrieb ab, konzentrierte sich jedoch in den Hauptwerken aller seiner bedeutenden Repräsentanten desto intensiver auf den ideellen Inhalt der christlichen Religion, den er auf das Erhabendste und Rührendste verherrlichte und verklärte. Hand in Hand mit der Bergeistigung des Inhalts gingen erstaunliche Fortschritte in der Technik, deren damalige meisterhafte Vollendung für die ganze Folgezeit Muster und Vorbild blieb.

Es ist erklärlich, daß der Aufschwung der Künste in den italienischen Freistädten die Aufmerksamkeit der Päpste und Fürsten erregte, und daß deren Weltklugheit und Menschenkenntnis sie im Dienste der kirchlichen und weltlichen Macht zur Beherrschung des Volksgemüths vortrefflich zu verwenden wußte.

Die künstlerischen Chorführer dieser Glanzperiode der Malerei waren zwei Florentiner: der wunderbar begabte, in Bezug auf Vielseitigkeit des Wissens und der Leistungsfähigkeit beispiellos

geniale Leonardo da Vinci und der als Maler, Bildhauer und Architekt nicht minder gewaltige Michel Angelo Buonarroti. Auch der berühmteste aller Maler war ein Kind des 16. Jahrhunderts, Raphael Sanzio, welcher insofern gewissermaßen den Mittelpunkt jener Blütheperiode bildete, als er die Vorzüge aller der verschiedenen Schulen seiner Epoche in seinen Gemälden vereinte, und an Korrektheit und Großartigkeit der Zeichnung, an Farben-schönheit, Gefühlstiefe und Zartheit, Erhabenheit und Einfachheit der Darstellung, sowie idealer Begeisterung für die Gegenstände seines künstlerischen Schaffens es den besten unter seinen großen Zeitgenossen der florentinischen Schule gleichthat.

In Deutschland nahm die Malerei zur selben Zeit zwar auch einen erheblichen Aufschwung, blieb aber dennoch weit hinter den Leistungen der Italiener zurück. Hier beschränkte sich ihr Wirkungskreis noch auf die Kirchenaltäre, und auch bei diesen wurde sie an räumlicher Ausbreitung durch die vielgepflegte Holzschnittkunst der Umrahmungen vielfach gehemmt. Andererseits machten Holzschnitt und Kupferstich, in Deutschland vervollkommenet, vielleicht sogar erfunden, der Malerei sowohl den Rang als eine bedeutende Anzahl tüchtiger Kräfte streitig und verführten auch die Maler zu einer auf mögliche Zierlichkeit gerichteten, kleinlichen Behandlung ihrer Motive, die jede Großartigkeit der Auffassung ausschloß. Dabei paarte sich im Charakter der deutschen Malerei fast und kraftlose Schwärmerei mit einem bis zu ärgster Widerwärtigkeit getriebenen Behagen an der „Passion“



Peter Paul Rubens.

des Heilands und noch viel entsetzlicheren Marterjzenen, — Zeugniß ablegend für die zu jener Zeit in Deutschland herrschende, unglaubliche Gemüthsverrohung. Nur in einem der bedeutendsten Maler jenes Jahrhunderts, dem Augsburger Hans Holbein dem Jüngeren, dem „deutschen Raphael“, erhob sich die deutsche Kunst über das sittliche Niveau des deutschen Volks jener Zeit; selbst dem berühmtesten deutschen Maler der Vergangenheit, Albrecht Dürer aus Nürnberg, gelang trotz seiner außergewöhnlichen Begabung für Zeichnung und des ebenso seltenen Reichthums seiner Erfindungsgabe fast nie eine wahrhaft schöne Gestalt. Das, worin Holbein sich vor allen deutschen Malern auszeichnete, die Großartigkeit der Auffassung und die Schönheit der Form, verdankte er neben seiner eignen hohen Begabung dem Studium der Meisterwerke italienischer und niederländischer Kunst.



Antritt zur Sarabande in einer Schenke Andalusiens. (Seite 431.)

Die letztere war schon vor Jahrhunderten mit bedeutenden Anläufen in den internationalen Wettstreit der malerischen Kunstleistungen eingetreten und hatte durch die Anwendung der Delmalerei seitens der Gebrüder van Eyck, Ende des 14. Jahrhunderts, der bildlichen Darstellung ein neues, in seiner Wirkung einziges Mittel gewonnen.

Die niederländische Schule hatte sich, dem praktischen Charakter ihres Volkes entsprechend, von vornherein mehr als jede andere dem Naturwahren, „Realen“, zugewendet, das sie in einer der Religion und ihrer sittlichen Würde oft keineswegs günstigen, die Idealität der Italiener ganz verleugnenden Weise mit christlich-mystischer Symbolik verschmolzen hatte. Auf den Bildern jener Periode erscheinen die Gesichter der Apostel und Heiligen wie Porträts der niederländischen Bürger und Bauern, die faltigen Brüche der Gewandung machen den Eindruck des Manierirten und die Details zeigen eine in's Kleinliche, ja sogar Mikroskopische gehende Gewissenhaftigkeit der Zeichnung und Farbengebung, die in vielen Fällen eine wirklich künstlerische Wirkung ausschließt. Indessen sind uns niederländische Bilder dieser Kunstperiode erhalten geblieben, welche auch heute noch viel bewundert werden, darunter die Bilder des jüngsten Gerichts in Beaune und Danzig.

Der Einfluß der Reformation mit ihrer Abschaffung des Heiligen- und Marienkultus und der Abneigung gegen malerische Ausschmückung der Gotteshäuser machte sich in der holländisch-niederländischen Kunst besonders geltend: er brachte die weltliche Malerei zu rascher Blüthe.

Während jedoch die Holländer sich hauptsächlich auf Genre, Landschaft, Stilleben und Porträt beschränkten, versuchte der idealste der niederländischen Maler — Peter Paul Rubens — eine Regeneration des historisch-kirchlichen Stiles, wahrscheinlich weil er sehr wohl fühlte, daß sich das Interesse der damaligen, für die Kunst in Betracht kommenden Menschheit, trotz oder theilweise vielleicht wegen der Reformation, immer noch auf religiöse Dinge konzentrierte. Doch auch bei ihm blieb die realistische Richtung, welche Gestalten und Ausstattung trotz des religiösen Stoffes aus dem Leben herausgriff, überall vorwaltend.

Rubens, geboren am 28. Juni 1577 zu Köln als der Sohn eines adeligen antwerpener Schöppen, den die brabantischen Unruhen aus der Vaterstadt vertrieben hatten, war einer der fruchtbarsten Maler und genialsten Compositeure aller Zeiten. Seine Bilder

zeigen, mit Ausnahme der frühesten Zeit, eine dramatische Lebhaftigkeit und Frische, welche den Beschauer hinreißt und fesselt. Im Ton bilden sie den direkten Gegensatz zu den Leistungen seines holländischen Zeitgenossen Rembrandt. Wie dieser mit Recht der Maler des Dunkels genannt wird, so ist Rubens der Maler des Lichts. Bei ihm blüht und glüht alles in Licht und Farbensfülle. Zuweilen übertreibt er allerdings in der Farbengebung auf Kosten der Natur, während er andererseits mitunter in der derbsinnlichen Leppigkeit der Formen über das Maß des Schönen hinausgeht.

Die Zahl der Rubens'schen Bilder, von denen ein großer Theil mit Hilfe seiner Schüler gemalt wurde, ist ungemein groß. Sie stellen neben Gegenständen aus der biblischen Geschichte und der Heiligenlegende Allegorien und Landschaften dar, nehmen ihre Motive ebenso aus der Mythologie der Alten und der Weltgeschichte, als aus dem Alltagsleben der Menschen — in Konversationsstücken sowie in Bambocciaden*) — und dem der Thiere, vornehmlich in Jagdstücken.

Die Heiligen des Rubens, Christus und Maria eingeschlossen, sind Menschenkinder und nicht mehr. Seine bedeutendsten Bilder sind, seiner eigenthümlichen Begabung entsprechend, diejenigen, deren Stoff jede andere als eine dramatische Behandlung verbietet. Dazu gehören die drei in der alten Pinakothek zu München aufgestellten: „Das jüngste Gericht“, „Der Sturz der gefallenen Engel“ und „Der Sturz der Verdammten“. Seine ebenfalls dieser Pinakothek angehörige „Amazonenschlacht“ wird als seine beste Darstellung aus der klassischen Mythologie geschätzt. Von seinen Genrebildern ist das der „Sieben Kinder mit dem Fruchttranz“, ebenfalls in München, und von seinen Jagdstücken die „Löwenjagd“ in der dresdner Galerie das berühmteste. Unter seinen Porträts ragen die des Doktor van Tulden und seine eigenen, von denen unser Bild eines wiedergibt, hervor.

Am 30. Mai 1640, nach einem an Ruhm und politischen Ehren reichen Leben, starb Rubens zu Antwerpen, in der Stadt seiner Väter.

B. Geiser.

*) Als Konversationsstücke werden gemeinhin in der Malerei Darstellungen aus dem geordneten bürgerlichen Leben bezeichnet, während Bambocciaden Darstellungen ungeordneter Lebensweise aus Trink- und Spieltuben, von Betrunknen und Bettlern sind.

Alte Probleme in modernem Gewande.

III. Das Lebenselixir.

Ein drittes Problem ist die Darstellung eines Lebenselixirs, dessen Gebrauch das menschliche Leben verlängern sollte. Dasselbe Streben nach Verlängerung des Lebens hat sich heute die Hygiene zur Aufgabe gestellt. Finden wir die richtige Methode der Ernährung, wodurch regelmäßig die durch das Leben selbst abforbirtten Kräfte des Körpers vollständig wieder ersetzt werden, so haben wir ohne Zweifel ein Mittel, das Leben weit über das jetzige Durchschnittsalter hinaus zu verlängern, und es wird niemand das Studium über den Einfluß der einzelnen Nahrungsmittel auf den menschlichen Organismus, über ihre Assimilirbarkeit und über die Art und Weise, wie durch sie der Verlust an Kraft ersetzt wird, für eine Spielerei halten.

Die Lösung dieses Problems ist auf dem sichern Wege der wissenschaftlichen Forschung schon ziemlich vorwärts geschritten, so daß die Hoffnung begründet ist, das Geheimniß der rationellsten Ernährung bald enthüllt zu sehen, deren Nutzen aber erst dem sozialistischen Staate zugute kommen wird; denn auch die vollkommenste Ernährungstheorie hat wenig Werth in einer Gesellschaft, welche es ganz in der Ordnung findet, daß ca. 97 pCt. ihrer Mitglieder garnicht im Stande sind, sich auch nur annähernd genügend zu ernähren und deshalb lange vor der Zeit zu Grunde gehen müssen; und welche ferner vollständig machtlos da steht gegenüber dem frechen und schamlosen Treiben der Lebensmittelverfälscher, so daß wir beständig Gefahr laufen, statt Milch — Wasser, statt Mehl — Gyps oder Schwefelsäure, statt Fleisch — Stärkemehl in der Wurst, statt Bier und Wein die miserabelsten Mixturen verschlucken zu müssen.

Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Nahrungsmittel im engern Sinne näher einzugehen, weshalb nur zwei Nahrungs-

mittel im weitern Sinne hier besprochen werden sollen, welche zugleich Grundbedingung unseres Daseins sind, nämlich die atmosphärische Luft und das Trinkwasser.

Der Mensch kann der Luft nicht fünf Minuten entbehren; jedermann kennt das Wohlbefinden, welches das Einathmen reiner Luft in freier Natur mit sich bringt, gegenüber dem Mißbehagen, welches der Aufenthalt an eng begrenzten, mit Dünsten und Gerüchen erfüllten Orten verursacht.

Die Forschungen auf diesem Gebiet haben bis zur Klarheit bewiesen, daß eine mit den Erzeugnissen der Fäulnis thierischer Substanzen durchtränkte Luft auch den kräftigsten Organismus zu untergraben im Stande ist, zur Erkrankung geneigt macht und die Genesung bereits Erkrankter hindert oder gar unmöglich macht. Es zweifelt heute niemand mehr, daß die Bakterien — welche von ihren Bildungsherden aus, d. h. von den Orten, wo thierische Auswurfstoffe sich in Fäulnis befinden, theils durch das Wasser, theils die Luft zu uns gelangen —, wenn nicht die Erzeuger, so doch die Vermittler der Ansteckungsstoffe bei allen Infektionskrankheiten sind, wie Cholera, Typhus, Pocken, Diphtheritis u. s. w., namentlich für Personen, welche ohne Kenntniß der Gefahr oder gleichgiltig gegen dieselbe durch schlechte, vergiftete Luft oder schlechte Ernährung und dergleichen ihren Körper gleichsam zur Aufnahme des Krankheitsstoffes vorbereitet haben.

Eine ebenso gefährliche Verunreinigung der Luft ist eine regelmäßige Beimengung derselben, wenn diese ein gewisses Maß übersteigt — die Kohlenäure. Die Luft ist eine Gemenge von circa 80 Raumtheilen Stickstoff und 20 Theilen Sauerstoff, außerdem kommen noch auf 10,000 Theile dieses Gemisches 4 Theile Kohlenäure. Dieses Verhältniß gestaltet sich aber ganz anders, wenn auf kleinen Räumen viele Menschen (der Mensch athmet bekanntlich Sauerstoff ein und Kohlenäure aus) sich aufhalten,

wie in großen Städten, wo der Kohlen säuregehalt oft bis zu 20 auf 10,000 steigt.

Noch schlimmer werden diese Verhältnisse in abgeschlossenen Räumen, auf Höfen, in Schulen, Konzertsälen, Theater, Arbeitslokalen u. s. w. Nach Pettenkofer ist eine Luft, welche sich dem Eintretenden durch den Geruch bemerkbar macht, schon ungesund, sie enthält in der Regel mehr als 20 Theile Kohlen säure, während 10 schon die höchste Beimischung sind, welche der Mensch ohne Nachtheil verträgt. Nun hat aber Pettenkofer in verschiedenen großen Schulzimmern nach zweistündigem Unterricht von 60 bis 70 Schülern 70 bis 90 und Leblanc in einem pariser Theater nach der Vorstellung sogar 400 Theile Kohlen säure gefunden!

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn unsere Kinder in überfüllten Schulen bleich werden, wenn sich in solcher Luft Stropheln ausbilden und dort beständige Ansteckungsherde für Kinderkrankheiten vorhanden sind.

Der Mensch gewöhnt sich zwar an vieles und auch daran, einen Theil seines Lebens in Räumen zuzubringen, deren Luft das Blut zwar langsam aber sicher vergiftet; die Folgen davon stellen sich aber mit der Zeit unfehlbar ein, als eine Herabstimmung aller Funktionen der Ernährung und Abcheidung; ganz besonders leiden die Respirationorgane darunter, und es scheint, daß die Schwindsucht befördert, wenn nicht hervorgerufen wird durch Einathmen schlechter Luft.

Eine Luft, welche mehr als 20 Theile Kohlen säure enthält, wird sich schon durch den Geruch bemerkbar machen, weniger wegen der an sich in solcher Verdünnung geruchlosen Kohlen säure, als weil die letztere, welche vom Athmen der Menschen oder von der Verbrennung von Del und Gas herrührt, immer von andern Verwesungs- und Ausscheidungsprodukten begleitet ist.

Nachdem wissenschaftlich festgestellt ist, wie viele Kubikmeter Luft der Mensch täglich braucht, bis zu welchem Grade der Kohlen säuregehalt derselben ohne Nachtheil steigen darf; nachdem man einfache Methoden kennt, die Luft auf ihre Reinheit zu prüfen, sowie zweckmäßige Vorrichtungen reine Luft zu beschaffen, alte, verdorbene zu entfernen, — so sollte man meinen, die Menschen würden vor allem darauf bedacht sein, stets reine Luft einzuathmen. Dem ist aber nicht so! Die Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit der Menschen gegen alles, was nicht unmittelbar lästig fällt, ist zu groß; einem rechten Gestank gehen sie wohl aus dem Wege, aber ein leichter Geruch wird meist geduldet und ohne viel Murren ertragen; während beim Neubau von Gebäuden wohl auf gute Lüftungsvorrichtungen Rücksicht genommen wird, wenn auch lange nicht in verdientem Maßstabe, geschieht an alten Häusern, welche garnicht oder in mangelhafter Weise mit Ventilationsvorrichtungen versehen sind, nichts oder wenig zur Verbesserung dieser Uebelstände.

Auffallend ist, wie gerade die Bauern, deren Lebensweise in freier Luft dies am unwahrscheinlichsten machen sollte, in der Regel darauf erpicht sind, in ihren Stuben recht „dicke“ Luft zu haben; im Winter wohnt alles, womöglich auch Vieh, in einer Stube beisammen, es wird darin gekocht, der Bauer raucht dabei seinen „Knaifer“ und fühlt sich erst recht wohl, wenn man die Luft „fozusagen mit dem Messer schneiden kann“.

Wie immer, stellen sich auch hier Vorurtheil und Aberglauben den Resultaten der Wissenschaft gegenüber; wie ängstlich ist namentlich die sorgliche Hausmutter bemüht, die sogenannte Nachtlust von sich und den übrigen fernzuhalten; sie ahnt nicht, daß sie dadurch einen viel schlimmeren Feind, die ausgethmete Kohlen säure am Entweichen hindert; unruhiger Schlaf, Kopfweh, beängstigende Träume, Alpdrücken u. s. w. werden allen möglichen Ursachen zugeschrieben, nur nicht der wenigstens in den meisten Fällen einzig richtigen, der mangelhaften Ventilation; lieber setzt man sich schlechtem Aussehen und Befinden, selbst tieferen Leiden aus, als daß man sich entschließen könnte, die Nacht über ein Fenster zu öffnen, wenn nicht im Schlafzimmer selbst, so doch wenigstens in einem Nebenzimmer. Die bekannte Erscheinung, daß der Schlaf vor Mitternacht der ruhigste und erquickendste ist, läßt sich zum Theil wenigstens darauf zurückführen, daß in den ersten Stunden der Nacht die Luft noch ziemlich rein ist, während der Schlafende später, namentlich gegen Morgen, förmliches Gift einathmet.

Während Geiz, Bequemlichkeit und Vorurtheil einen Theil der Bevölkerung abhalten, die vermehrten Kenntnisse, welche wir über eine der Grundbedingungen unseres Daseins besitzen, für sich in Anwendung zu bringen, obgleich er die Mittel dazu hätte, ist ein anderer und zwar der weitaus größte Theil durch die herrschenden

sozialen Mißstände von den segensreichen Errungenschaften der Wissenschaft ausgeschlossen. Bei ganzer Bevölkerungsklassen bringt es die Nothwendigkeit mit sich, daß viele Personen in engen Räumlichkeiten zusammen wohnen müssen, und daß im Winter das Feuerungsmaterial gespart, also Lüftung geradezu vernieden werden muß. Bei diesen Unglücklichen, also den Arbeitern und Proletariern, wird die Einwirkung schlechter Luft nicht zum großen Theil wieder aufgehoben durch Feldarbeiten in reiner Luft, wie bei den Bauern, sondern sie kommen aus ihren dumpfen Stuben und Arbeitslokalen fast nie heraus, und welche niederdrückenden Einfluß dies auf den Körper hat, das zeigen die bleichen Wangen und eingefallenen Züge der meisten dieser Leute.

Die Wohnungshöhlen der Städte werden aber nicht nur zum frühzeitigen Grabe ihrer Bewohner, sondern sie sind auch permanente Ansteckungsherde aller Arten von Krankheiten, von welchen auch die Bewohner der oft in nächster Nähe sich befindenden Wohnungspaläste häufig genug heimgesucht werden.

Für die herrschenden Klassen existiren solche Mißstände nicht; die „göttliche Weltordnung“ will es einmal so, und dagegen läßt sich nichts machen; im schlimmsten Falle, d. h. wenn die Proletarier den Versuch wagen sollten, ihre Existenzbedingungen zu verbessern und diese „göttliche Weltordnung“ zu ihren Gunsten, also statt wie bisher im Interesse von circa 3 pCt. der Gesellschaft in dem der übrigen 97 pCt. derselben umzuändern, so hat man ja Bajonette und Kanonen dagegen!

Das andere Nahrungsmittel und zugleich die zweite Grundbedingung unseres Lebens ist das Wasser, woraus unser Körper zu circa 70 pCt. besteht, und welches beständig in den verschiedensten Formen ausgeschieden wird, demnach regelmäßig — als Trinkwasser oder als künstliches Getränk — wieder aufgenommen werden muß. Es ist daher selbstverständlich, daß die Beschaffenheit des Genußwassers auf das Wohlbefinden des Menschen von größtem Einfluß sein muß.

In der Erkenntniß dieses wichtigen Umstandes waren die alten Römer uns weit voran; noch heute bewundern wir die Aquadukte (Wasserleitungen), welche bestimmt waren, der Siebenhügelstadt gutes und reichliches Trinkwasser zuzuführen. Auch in Deutschland finden sich Ruinen solcher Leitungen, z. B. zwischen Köln und Trier, bei Mainz und Lachen und an anderen Orten. Schon vor den Römern legten die Perser und Griechen städtische Wasserleitungen an, auch Karthago hatte eine solche, ebenso haben die Chinesen, Ägypter, Babylonier, überhaupt alle Kulturvölker des Alterthums, zahllose Wasserleitungen ausgeführt, obgleich oder wahrscheinlich weil ihnen die Pumpbrunnen sehr wohl bekannt waren.

Wie Kunst und Wissenschaft kamen auch diese segensreichen Einrichtungen wieder in Verfall; die Menschen drängten sich in Städte mit engen und schnurigen Gassen zusammen, durch Mauern und Wälle mußten sie sich gegen Angriffe von außen schützen, wobei es nicht zu vermeiden war, daß Massen von Unrath aller Art Boden und Brunnen vergifteten und die Luft mit ihren ekelhaften Ausdünstungen erfüllten, woher es denn auch kam, daß sie sich viel mörderischere Feinde im eigenen Innern schufen, welche in Gestalt von vorhandenen Epidemien Hunderttausende hinwegrafften.

Die Folgen der unnatürlichen Lebensweise von damals blieben, wie gesagt, nicht aus; aber statt den wirklichen Ursachen der Krankheiten nachzuforschen, sah das in blindem Dogmenglauben befangene Volk in den Seuchen nur Strafen des Himmels. Statt Schulen und Universitäten wurden fromme Stiftungen unterstützt, statt Wasserleitungen und Kanäle Kirchen und Klöster gebaut und Wallfahrten unternommen, welche die Verbreitung von Epidemien noch begünstigten. Der „schwarze Tod“ raffte in Europa allein 25 Millionen Menschen hinweg. Sühnopfer, Kasteiungen, Prozessionen und fromme Spenden vermochten nicht, den Verheerungen Einhalt zu thun. An die Stelle des Glaubens trat der Aberglaube; bald waren die Brunnen vergiftet, bald Wände, Wänte und Glodenstränge der Kirchen mit pestilenzialischer Masse gesalbt oder die Wege mit giftigem Pulver bestreut.

Die wissenschaftlichen Beobachtungen der Neuzeit haben festgestellt, daß die Ursachen der epidemischen Krankheiten nur im Boden, Luft und Wasser gesucht werden dürfen, und es werden demgemäß überall die rühmlichsten Anstrengungen gemacht, lange Veräusmtes nachzuholen und Wasserleitungen herzustellen, Abfuhr- oder Kanalisationssysteme einzuführen u. dgl. Leider sind die diesbezüglichen Arbeiten und Einrichtungen mit großen Kosten verknüpft; manche Gemeinde ist nicht im Stande, diese Opfer zu

bringen, und der moderne Kulturstaat kann und will diese Aufgabe nicht übernehmen, solange seine Einkünfte verschlungen werden von dem großen Wettkampfe, den die sogenannten zivilisirten Völker Europas miteinander kämpfen und aus welchem dasjenige als Sieger hervorgeht, welches die meisten Soldaten auf den Beinen zu erhalten und die raffiniertesten Mordwerkzeuge zu erfinden vermag, respektive welches es am längsten aushält.

Dies ist um so bedauerlicher, als schon heute die segensreichsten Folgen solcher Einrichtungen zu verzeichnen sind.

In Cardiff ist nach Einführung der Wasserversorgung und Kanalisation die Sterblichkeit von 33 auf 22, in Newport von 31 auf 21 pro mille heruntergegangen.

In Kopenhagen hat nach Einführung des neuen Wasserversorgungssystems der Typhus sowohl an Häufigkeit, als an Heftigkeit abgenommen.

In einem Gefängnisse Londons, in welchem das Trinkwasser nicht mehr aus der mit thierischen Auswurfstoffen verunreinigten Themse, sondern aus einem artesischen Brunnen genommen wird, ist seither die Sterblichkeit von 70 bis 80 auf 4 bis 20 pro mille gesunken; Typhus und Ruhr sind beinahe gänzlich verschwunden.

Bei einer Typhusepidemie, welche in einem Stadttheile von Greifswald besonders heftig wüthete, ergab die Untersuchung, daß der unsaubere Inhalt der Straßenrinnsteine durch eine dünne, mit Fäulnißstoffen geschwängerte Erdschicht in die Brunnen hatte hineingefiltert.

Pumpbrunnen sind unter allen Umständen als Bezugsquellen von Trinkwasser zu verwerfen, denn sie sind immer der Gefahr ausgesetzt, durch Abfallflüssigkeiten, welche in den Boden sickern, verunreinigt zu werden.

Professor Förster in Breslau, der sich namentlich mit Untersuchung der Choleraverbreitung durch die Pumpbrunnen beschäftigt, gibt einige Orte an, welche ihren Wasserbedarf ausschließlich durch Leitungen von außen beziehen und stets von Cholera freigeblichen

sind, wie Polnisch-Lissa, Neumarkt, Grünberg, Glogau u. a. Der größte Stadttheil von Glogau hat eine Wasserleitung und blieb cholerafrei, obgleich 1866 in einem Barackenlager unter den gefangenen Oesterreichern die Cholera ausbrach und in dem kleinern Stadttheil auf dem rechten Oberufer, welcher sein Wasser aus Pumpbrunnen bezieht, ebenfalls eine Choleraepidemie grassirte.

Derartige Beispiele ließen sich noch dutzende anführen, welche alle beweisen, wie weit die Lösung des dritten Problems schon vorgeschritten ist und daß es ganz und gar in die Hand des Menschen gegeben ist, die mittlere Lebensdauer beträchtlich zu verlängern und Krankheiten, wenn nicht gänzlich zu verhüten, so doch weit seltener zu machen: er darf nur Zustände schaffen, welche es allen Menschen in gleicher Weise ermöglichen, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, wozu vor allem gehört, daß die nothwendigen Grundbedingungen des Lebens: Licht, Luft und Nahrung in genügender Weise jedem zugänglich sind; eine Aufgabe, welche freilich erst der sozialistische Staat lösen kann und wird.

Wenn trotz unserer großartigen Fortschritte auf allen Gebieten der Wissenschaft auch uns die Lösung mancher alten Probleme, wie die Frage nach dem Ursprung des Lebens oder die: was ist ein Element? bis jetzt noch nicht vollständig gelüftet ist, so dürfen wir deshalb doch nicht an der endgiltigen Lösung derselben verzweifeln. „Die Begreiflichkeit der ganzen Welt ist für den heutigen Naturforscher ein feststehender Lehrsatz, und was heute für unbegreiflich gilt, ist morgen verständlich für jedermann oder bleibt ein ungelöstes Problem, dessen Lösung gesucht werden muß, bis sie gefunden ist.“ (Lange, Geschichte des Materialismus.)

Die Wissenschaft unserer Tage hat die Fesseln abgeworfen, welche Engherzigkeit und Unvernunft früherer Tage ihr angelegt hatten, frei und unverdrossen schreitet sie fort auf dem Wege zur Erkenntniß und damit zugleich zur wahren Glückseligkeit der Menschen.

G. Fehleisen.

Ein Stück Kulturgeschichte des Mittelalters im Orient.

Von A. Bebel.

(Fortsetzung.)

Den Regenguß besingt Imra'Alkai's folgendermaßen:

Eine Wolke mit gedehntem Schooß,
Erduumfangend stand sie still und goß,
Dieß den Jettipflock sichtbar, wenn sie nachließ,
Und bedeck ihn, wenn sie reichlich floß.
Eidechsen saßt du, Lumb'ge, leichte,
Mit den Tagen rudern, bodenlos.
Büschel ragten aus der Flut wie Köpfe —
Abgehau'ne, die ein Schleier umfloß.

Der Raub galt und gilt noch heute dem Araber für etwas erlaubtes, er sieht ihn für ebenso berechtigt an, als Lohn für seine Mühe und die dabei gehaltenen Gefahren, wie der moderne Kapitalist den seinen Arbeitern ausgepreßten „Entbehrungslohn“ als Belohnung für seine Enthaltbarkeit von „Gott und Rechtswegen“ beansprucht. Ländlich, sittlich. Der Araber vergleicht sich dabei mit dem Wolf, der plötzlich in die ruhende, ahnungslose Herde bricht. Hören wir:

Ich komme am Morgen dann hervor nach einem kargen Male
Als wie ein falber, hungriger Wolf, der streift von Thal zu Thale,
Der nüchtern ist am Morgen und dem Winde entgegensnauht,
Sich in der Berge Schluchten stürzt und suchet, was er raubt.

Ein anderer, einem Landwirthschaft treibenden Stamme angehöriger Dichter, schildert in folgenden naturwahren Worten die bescheidene Zufriedenheit des kleinen Besitzers:

Wohlan, sind's nicht Kameele, die du hast, so sei mit Ziegen zufrieden,
Ziegen, deren alte Böde Hörner wie Stäbe haben; sie beziehen
von Sitar bis nach Hiss hin die Frühjahrswende unter dem reichlichen
Gusse des Landregens; kommt der Hirt sie zu messen, so mödern sie,
als wäre in der Herde einer, dem ihr Klagelied gilt: sie sehen mit
ihren vollen Eutern so wackelig, daß man meint, sie hätten zur Trauer-
bezeugung an den Wiesen sich volle Brunneneimer angehängt. Mir
fallen sie das Haus mit Sahne und Butter, und mit diejem Reichtum
sei zufrieden, denn er genügt für Hunger und Durst.

Wasserarmuth ist die Signatur und die Ursache der Wüste. Wald- und baumlose Gegenden trifft selten der erquickende Regen, erscheint er aber, so kommt er in plötzlichen Güssen, gewaltige Wassermassen herunterstürzend, die in wenigen Augenblicken alles unter Wasser setzen und in den Fluthen vernichten, was vom Lebenden ihnen nicht entrinnen kann. Solche Wasserorkane erscheinen zeitweilig in der Wüste und machen jede Bodensenkung, jedes Thal zu einem Meer, das ebenso rasch im Sande verschwindet, als es gekommen ist. Am Tage unter glühender Sonne und in glühendem Sande wandernd, umgibt den Wanderer am Abend die rasch hereinbrechende Nacht; die glühende Hitze macht einer empfindlichen Kühle Platz und über ihm wölbt sich in feierlicher Stille, die nur vom Geheul der Raubthiere unterbrochen wird, das tief schwarze Firmament im vollsten, strahlendsten Sternenglanz.

Das sind Erscheinungen, welche Phantasie und Gemüth tief ergreifen und jedem Aberglauben für geheimnißvolle Geister, die in der Wüste ihr Wesen treiben, die Thore öffnen. Alle diese Momente finden in der Poesie der Araber, von der wir einige Proben hier folgen lassen, ihren tief empfundenen Ausdruck. So heißt es in einem alten Gedichte des Dichters Dhwani der Hodail*):

Ein Durchstreifer unablässig bin ich der felsigen Schluchten,
Der von Straßen, dem Geziße der Sinnen und der Schulen besuchten.
Es war eine Nacht von tiefter Schwärze, gleich einem Rappen,
Bedeckt mit der pechschwarzen Schabake weiten Lappen.
Ich durchwehte sie, doch meine Gefährten die nicken, besiegt
Vom Schläse, wie die Chirwäblume die Krone neigt;
Und, wenn auch die Finsterniß wie die Meerfluth entgegen mir dräut,
Und eine Wüste, unendlich, mit Gefahren, die jeder schaut,
Wo das Räuzchen schreit und der Führer sogar sich verirrt
Und dem Wanderer die Angst den Blick verwirrt.

*) Der Hodail heißt soviel als vom Stamme Hodail. Jeder Araber pflegt seinem Personennamen den Stammnamen hinzuzufügen. Die im Gedichte vorkommenden Sinnen und Schulen sind Wüstengeister.

Den alternden Mann, der mit Sehnsucht nach den Jahren der Jugend und der vollen Manneskraft zurückblickt aber dennoch auch im Alter genießen will, läßt Imra'Alkai's singen:

Der Jugend habe ich Lebewohl gesagt, aber dennoch suche ich vom Leben noch viererlei Genüsse zu erhaschen: dazu gehört vorerst, daß ich zu trauten Genossen sage: thut euch gütlich! Und sie greifen darauf vor Freude zum überhäumenden Becher; — dann, daß ich die Kasse zum Lauf ansporne, die da im Galopp auf eine unbesorgt weidende Antilopenhaar stürzen; — dann, daß ich die Reittamele antreibe bei pechschwarzer Nacht, hinaus in die weite, wegelose Wüste, damit sie mich tragen durch die Einöde zur Ansiedlung, um Freunde aufzusuchen oder am meine Wünsche zu befriedigen; — dann, nachzustellen einem reizenden Weibe, die der Thau der Nacht befruchtet, indem sie zugleich ihren mit Amuletten behangenen Säugling bewacht.

Der schrecklichste Gedanke war dem Araber, vom Alter gebrochen, mit gekrümmtem Rücken einherzuwandeln, „so daß es scheint, wenn ich mich erhebe, als wolle ich mich beugen“, wie der Dichter Labyd singt, oder wie Drwa Ibulward: „daß ich einhergehe, gekrümmt wie ein Straußenjunge! Darum, o Kinder Lobna's, zäumt eure Reithiere auf (zum Kriegszuge), denn der Tod ist besser als die Schmach!“

Und ein alter gefangener Krieger singt im Angesicht des Todes:

Begrabt mich nicht! mich zu begraben sei euch verboten; Aber du Hyäne, sei du die Gefährtin der Todten! Da trägt man mein Haupt hinaus, meines Körpers Bestes, Und wirft's hin auf die Wahlstatt mit den andern Theilen des Restes. Dort hoff' ich kein Leben, das mich ergötzen würde, Von der Nacht umhüllt, lieg' ich unter meiner Bluthatens Bürde.

In diesem Gedicht spricht sich kein Gedanke an eine Fortdauer nach dem Tode aus, und in der That war dieser Gedanke den Arabern fremd, wie er auch den alten Juden bis zur babylonischen Gefangenschaft vollständig fremd war und heute dem Chinesen noch fremd ist. Keine Behauptung ist falscher, als wenn eifrige Vertheidiger des Christenthums behaupten, der Glaube an die Fortdauer des Lebens nach dem Tode sei „ein von Gott in die Brust aller Menschen gelegter Glaube“, der selbst bei den tiefstehenden Völkern zu finden sei.

Der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode kam bei den Arabern erst durch den Islam auf, und die heitere Gestalt, welche Mohamed in voller Uebereinstimmung mit den Sitten und dem Charakter seiner Stammesgenossen jenem Glauben gab, machte ihn den Gemüthern leicht zugänglich.

In der Weiterentwicklung der mohamedanischen Gesellschaft konnte es nicht fehlen, daß die stärksten Gegensätze hart nebeneinander sich stellten. Hier machten sich Anschauungen geltend, die noch in den einfachen alten Sitten und Charaktereigenschaften ihre Wurzel hatte, dort zeigten sich die Folgen der Vermischung verschiedener Völkerschaften mit den verweichlichten Anschauungen und Sitten der neueren Zeit.

So lautet das Gedicht eines Kriegers nach der Eroberung Syriens, das mit ähnlichen auch noch in späteren Zeiten vorgekommen wurde, also:

Sahst du nicht, wie wir uns am Jarmud muthig hielten? Hielten festen Stand, wie in Irak's Gefilden. Früher hatten Boffra wir erstürmt in Schnelle, Einer wohlbewährten Festung mächtige Wälle. Und Adra-Imabain ergab sich unsern Herren, Kämpften auch bei Marg-alsoffarain mit Ehren. Wo die Feinde still stehn, siegen und erringen. Wir auch reiche Beute mit unsern scharfen Klingern. Schlugen dann die Griechen; den Jarmud verdammten Der Erschlagenen Schilder und die Panzerhemden.

Aus diesem Gedicht spricht der alte arabische Kampfgeist; ein ganz anderer Geist weht aber aus dem nachfolgenden hervor, das von einem ruhigen, seinen Geschäften und gewohnten Genüssen nachgehenden Spießbürger stammt, den die Wehrpflicht zum Kampf nach Hinterasien ruft. Man glaubt eine gewisse Sorte moderner Geschäftsleute klagen zu hören:

„Sprecht mir immerhin, ihr zwei Reisegenossen, zu mir: wie ferne ist der Wohnort des Mädchens, an das du denkst? In Kufa wohnt sie, ihr Ursprung ist am Euphrat; dort bewohnt sie bald die Stadt, bald die Wüste, und du Armer marschirst nach Mosran, wo weder mit Beutezügen, noch mit Handel etwas zu verdienen ist. Erzählt hat man mir, bevor ich das Land noch sah, und seitdem erfüllt es mich mit Schrecken, wenn ich daran denke, daß die einen daselbst mit dem Hunger zu kämpfen haben und die andern im Glende darben, daß infolge der großen Hitze die Värte so schnell wachsen, daß man sie beschneiden oder flechten muß. Und jene, die dort vor uns waren, sagen, daß uns bevorstehe, entweder mit Pfeilen durchschossen oder mit Messern geschlachtet zu werden, und man sagt, daß wir für Jahre nicht mehr von dort sollen zurückberufen werden, nicht eher als bis unsere Söhne grau sind und Freunde sowie Bekannte längst schon todt sind. Ich verspürte nie die Lust in jenes Land zu gehen, denn ich habe genug zu leben, aber gezwungen ward ich hingefendet, indem man mir gebot, dorthin zu gehen. Froh mußte ich sein, so durchzukommen, denn fürchtbar ist die Grausamkeit jener Gewalthaber; das Schwert wird schon aus der Scheide gezogen und da gibt es keine Wahl..... Da wird nun sogar das Gerücht verbreitet, daß wir das Meer überschiffen sollen, das noch nie überschifft, nach Sind*), und die Indier sind in ihrem Lande böse wie die Teufel, ja noch schlimmer. Vor uns ist es keinem Gewaltigen aus dem Stamme Ab oder Himjar eingefallen, in jene Gegenden einen Kriegszug zu unternehmen.“

Die Ueppigkeit nahm im Laufe der Zeit in der herrschenden Klasse immer mehr überhand. Am Hofe der Chalifen zu Damascus und in noch höherem Grade zu Bagdad, wohin das Chalifat überjiedelte als die Abbassiden die Omajjaden verdrängt hatten, herrschte eine in's kaum Glaubliche gehende Pracht, eine maßlose Verschwendung, die nur in dem wahnsinnigen Luxus der römischen Cäsaren ihr Gegenstück findet.

*) Der Sind ist das Gebiet des Indus, jenes Stromes, der die Grenzlinie zwischen Indien und dem übrigen Asien bildet.

(Schluß folgt.)

Romödiantensfahrten zwischen Trapezunt und Finne.

Von Dr. Max Trautl.

(Schluß.)

Als Janakis' Tauschgeschäft beendet war, stachen wir wieder in die blizende, stahlblaue See und segelten um die drei Vorberge in die Bucht von Saloniki.

Das Geschäft mußte gut gewesen sein, denn Papa Janakis, dessen Freundschaft ich mit meiner Begeisterung für Griechenland, notabene das klassische, nicht das moderne, im Sturme erobert hatte, ging öfter, wie gewöhnlich, an den Weinischlauch und kredenzte mir in einem zierlich geschnitten Holzbecher feurigen Lesbier. Wenn man den Ekel vor dem Ziegenfellgeruch überwunden hat, so schmeckt der lesbische Wein wie der rothe ofener, den die Sonne an den Gehängen des ofner Schwabenberges ausbrütet. Vielleicht hat Kaiser Probus den lesbischen Weinot nach Den verpflanzt. Ich ging mit schwerem Kopfe zu Bett und versank in einen unruhigen Schlummer, dem mich ein sehr energischer Puff entriß. Der unverwundliche Alephte stand wie immer ernst

Miene und klaren Blicks vor mir und trieb mich trotz der blaffen Verheerung des Nagenjammers in meinem Angesicht auf's Verderb.

Die Sonne stand noch niedrig über der dunkeln Meeresfluth, aus welcher der Olymp, obzwar stundenweit vom Strande entfernt, mit seinen drei Gipfeln zu steigen schien und in hellem Purpur aufzuflammen begann. Der Kapitän weidete sich an meinem Entzücken und reichte mir sein Fernglas, mit welchem ich auf dem mittleren Gipfel die 2972 Meter hochliegende Elias-Kapelle entdeckte. Wer denkt nicht bei Elias an Helios. Die Mythen gleichen den Wolkengebilden, eine Gestalt geht in die andere über und bleibend ist nichts als die dichtende Volkspheantasie und das wache Auge der Kritik.

Einer der Vorberge des Olymps, welcher sich bis zum Meer, über das er in einem Granitfelsen hängt, vorschiebt, war von

altersher der strategische Kiegel zwischen Macedonien und Thesalien. Auf der abgestumpften Kuppe dieses Granitkolosses steht, an der Stelle des ehemaligen Heraklion, der armselige Flecken Platomona. Im tiefeingechnittenen Rinnthal stürzt aus den schauerlichen Schluchten des Olympos ein Gießbach, Archylas genannt, in dessen Mündung, dem Hafen von Platomona, unsere Goëlette vor Anker ging.

Vom Strande bis zum Pindusgebirge ist heute wie vor Jahrtausenden Urwald. Hier stand die Wiege Dianas, „der süßen Jungfrau“, der Jagdgöttin des hallenden Waldgebirgs und der stillen Mondnächte, wo das Bild zu den Quellen zieht. Man behauptet, die „süße Jungfrau“ hätte ein intimes Verhältniß mit einem gewissen Endymion gehabt, dem sie schließlich ein Hirschgeweih aufsetzte, aber es ist gewiß nur Verleumdung der atheistischen Journalisten von Hellas, welche schon damals lange vor Erfindung der Buchdruckerzwärze, das Strahlende zu schwärzen liebten.

An den flachen Küsten des kornreichen Euböa und dem jedem Quartaner geläufigen Megara und Salamis vorbei, zwischen den Felsenhügeln Piräus und Munichia, zog unsere „Panagia Kimisis“ mit aufgeblühter Nationalflagge in den Hafen von Athen.

Als mein väterlicher Freund Argyropoulos seine Schiffsladung gelöscht hatte, wollte er mich mit Gewalt zur Mitfahrt nach Kreta (oder Randia, eine Insel ziemlich in der Mitte zwischen Athen und Alexandrien) bereben, aber es wäre ein Verbrechen gewesen, den Hafen des Piräus zu verlassen, ohne Athen gesehen zu haben. Glücklicherweise bekam Janatis Rückfracht nach Athen und so kamen wir überein, daß er mich in 14 Tagen zur Weiterfahrt nach Sebenico abholte.

„Geweihter Grund ist hier, wo ihr auch schreitet,“ ihr glücklichen Zeitgenossen des Perikles! Durch den Reiz des Schönen hatte euer Athen seine Macht behauptet und ausgedehnt. Politik, Religion, Staatsökonomie, alles ward hier zur Aesthetik. „Erlaubt ist, was gefällt,“ war hier Evangelium.

Waren ihre Epigonen nicht Narren, daß sie sich 1800 Jahre lang von dem moralisch thuenenden Christenthum den Anspruch auf transzendentes Glück mit dem Verzicht auf irdisches erkaufen mußten?

„Aspasia, die Botenschaft die du als Griechin zu Griechen aus dem heiteren Jonien herüber bringst, sie wetterleuchtet gleich jener sommerabendlichen Gewitterwolke schwül und segenswanger in meiner Seele und über allen Geistern Attikas. Sie soll verwirklicht werden, diese Botenschaft, im engsten Kreise von mir und dir, im weitesten vom gesammten Volke der Athener. Wir fühlen alle eine neue Kraft, ein neues Feuer in uns, und wir sehen, das hellenische Leben trachtet empor zu seinen Gipfeln.“ So sprach der schönheittrunkene Perikles, so meißelte Phidias, so lehrte Sokrates, aber das unerforschliche Geschick hat es anders beschloßen — die Glanzwelt des Hellenenthums ist in blutigen Wolken, in Schauern der Nacht erloschen.

Die Ebene von Athen, in der sich in der relativ kürzesten Zeit das reichste Geistesleben der Erde entfaltet hat, ist, ganz abgeschlossen gegen die Landseite, nach dem Meere geöffnet. Sie gleicht, 5—6 Stunden lang und 3—4 Stunden breit, einem Dreieck, dessen Basis sich dem Meere zuwendet und dessen abgestumpfte Spitze durch das prachtvolle, wie der Giebel eines Tempels in schöner Linie aufsteigende Marmorgebirge Pentelikon verschlossen wird. Den linken Schenkel des Dreiecks bildet der Hymettos, ein kahler Felsenwall ohne bedeutende Erhebungen und Einsenkungen, den rechten der Parnass, der mit Gestrüpp bedeckt sich als Poikilon in gefälligen Wellenlinien dem Meere nähert. Vom Pentelikon zweigt sich ein Felsenrücken quer durch das Land zum Meere hin mit dem zierlichen Regelsberg Lykabettos ab, dessen Fortsetzung die Akropolis und dessen Abdachung der Areopag heißt, der wieder in dem Hügel der Nymphen, mit der heutigen Sternwarte, abschließt.

Das ist beiläufig die Relieftarte, wie sie Pallas Athene, die attische Schutzgöttin, vom Parthenon aufgenommen hätte — wenn sie nämlich an irgend einem modernen Polytechnikum praktische Geometrie studirt hätte; aber solche Vappalien hatten die Unsterblichen nicht nötig. Ihre Allwissenheit erstreckte ihnen die empirische Wissenschaft der Sterblichen. Den Fluß Ilissos, durch den Eingang des platonischen Dialogs „Phädrus“ verherrlicht, suchte ich vergebens, weil er im Sommer austrocknet. Mit dem Wassergehalt des eigentlichen Lebenspenders von Athen, dem Kephissos, sah es auch nicht sonderlich aus.

Betrachten wir uns nun die Schädelstätte der irdischen Glück-

seligkeit durch das Prisma der Gegenwart, wie sie der olympisch angeheiterte Bierphilister, der bayerische Otto, durch den deutschen Gelehrten Ludwig Ross reinigen und theilweise ausgraben ließ.

Die im Sonnenlicht gebadeten Trümmer verjunktener Architekturpracht auf einem steilen Felsen, die 124 Meter die Stadt überragen und aus der Akropolis mit den Propyläen, dem kolossalen Parthenon und dem kleinen schmucken Tempelchen der Siegesgöttin bestehen, haben mich wehmüthig gestimmt. Die zwischen dem Hügel der Nymphen und dem Areopag in den Felsen gehauene Terrasse mit einem Würfelaltar, wo einst der Rededonner des Demosthenes die lauschenden Zuhörer bewegte, ist vollständig erhalten; nur Demosthenes und die lauschenden Zuhörer fehlen. Der wunderbar schöne Säulenbau, Hadrians Säulen genannt, der am Fuße der Akropolis in der eigentlichen Stadt steht, war dem Volfensammler Zeus geweiht. Leider bröckelt jeder Sturm einige Steine vom Heiligthum des depossedirten Donnerers.

Fine andre Menschheit baute
Dieser Tempel heiter'n Raum
Und nur fremd sieht die ergraute
Ihrer Jugend fernem Traum.

Wie war sie so schön die blühende Stadt der Pallas Athene, wie beglückt waren ihre Tage. Hier wurde das kurze Leben in die reinsten Formen gegossen, und reizend floß es dahin, wohl schäumend oft, doch nie herben Bodenlag zurücklassend.

Wie tief die Griechen gesunken sind, beweist das französische Sprichwort: „Il y a des Grecs partout, pourquoi n'en aurait-il pas en Grèce?“ (Es gibt überall Griechen*), warum soll es keine in Griechenland geben?)

Minervens schönes Haupt ward zur Medusenfrage, die vom Parthenon herab in den Ameisenhaufen Athen schaut und darüber zu trauern scheint, daß diese gräfslavischen Pyrrhustinder es schwerlich vermögen werden, den alten Ruhm des freien Hellas wieder zu erlangen. Wie könnten sie es auch? Die Tugenden einer vergangenen großen Welt schimmern heute nur noch im todtten Buchstaben der Geschichte. Die, welche heute behaupten Griechen zu sein, sind Stutzer, die sich im Parlament, in den Kaffee's, in den Salons breit machen, um den Fremden die Meinung aufzudrängen, daß sie wirklich das Zeug haben, sich zu regieren und in ihrem Advokatenparlament Vyturg und Solon noch zu übertreffen. Das Volk, welches ihre Diäten bezahlt, ist in Schmutz und Unwissenheit vertieft. Der Stolz und Reichtum Athens, der immergrüne Delwald, in dessen Wipfeln noch heute wie zu den Zeiten des Sophokles zahllose Nachtigallen klagten, vermag die Phantasie ohne viel Anstrengung in das Alterthum zurückzuversetzen, aber das moderne Athen, dessen einzige Merkwürdigkeit darin besteht, daß es mit seinen elenden Paraden, vielleicht für immer, die wichtigsten Stätten antiker Kultur verdeckt, zerstreut gründlich diese Illusion. Mit Ausnahme der Universität und Sternwarte, welche Baron Sina, ein in Wien wohnender Grieche, auf seine Kosten aus pentelischem Marmor erbauen ließ, habe ich kein stylvolles Gebäude gesehen.

Der Schmutz und die Beutelschneiderei treiben den Fremden in die baumlose Umgebung hinaus. Nur möge er immer einen Fingerring mitnehmen, sonst muß er mit Geld in der Tasche verhungern. So trabte ich eines Morgens zum Fuße des Pentelikon; die Sonne gaultete im Oleandergebüsch von den schöngestformten, saftgrünen Blättern auf die lobenden Blüten, und ohne zu fragen, gelangte ich zu dem berühmten Schlachtfeld von Marathon. In Thymian, Nelken und Globularien, die an den Seiten des Weges ein buntes Gedränge bildeten, hingestreckt, bevölkerte ich durch meine Phantasie die Wühlstatt — und zog mein Frühstück aus der Botanistertrommel. Ein Quell, der aus einer Felsenrinne auf zierliche Asphodelosblumen herabsickerte, stillte mit derselben Bereitwilligkeit meinen Durst, wie er vor Jahrtausenden die heißen Lippen des sterbenden Marathonkämpfers gekühlt hat. Daß mir die Hirten, in deren Erdböckern ich oft übernachtete und deren Wein- und Weinbegriffe noch sehr im Argen liegen, nicht die Aehle abschneiden, um sich meiner „Schäpe“ zu bemächtigen, ist mir heute noch ein Räthsel.

Papa Argyropoulos hielt pünktlich seine Zusage, und so glitt gerade 14 Tage nach meiner Ankunft in Athen die „Panagia Kimisis“, diesmal mit Reis beladen, mit ihrer Bemannung und

*) In Frankreich ist Grieche gleichbedeutend mit Bauernfänger und falscher Spieler.

meiner Benigtheit im lachenden Sommermorgenfrühlicht auf dem leicht gerippten Meeresblau gen Hydra, der Geburtsstätte meines wadern Klephien, um nach kurzem Aufenthalt auf Cerigo zu steuern. Raum kamen die schneeigen Felshöhen Kretas in Sicht, faßte uns der Euriklydon, der „breitwegige“ Nordwind, um uns, wie einst Odysseus und Paulus näher an das Kap Spada zu treiben, als dem Kapitän lieb war. Wohl hatte sich der Grimm des Boreas in der Nacht ausgetobt, aber Poseidons Lüge lauerte im Schluchtengewirr der Vorgebirge, deren kahle Felsenwände fast senkrecht bis zu einigen tausend Fuß aus der Meerestiefe steigen. Lassen wir Homer (Odyssee III., 191 u. f.) die Küste schildern:

Dort fällt glattes Gestein aus der Höhe hinab,
An der portynischen Küste im dunkelwogenden Meer,
Da wälzt westlich zum Kap der Süd die gewaltige Woge
Gen Phästos, und der Wogen Gewalt sich bricht am Gerölle.

Als wenn der alte Homer unser Barometermacher gewesen wäre, kam ein Gluthauch von Afrika herüber, dunstige Schwüle

legte sich wie Blei auf die Glieder und das Meer lag da wie eine todtte Wüste. Aber das war nur das Vorspiel zu der Hauptaktion. Der Sirocco fing heftig an zu blasen und peitschte den weißen Drachenkamm der Wogen. Die Segel vorgebeugt, in allen Fugen tragend, fliegt unser braves Schifflein wie ein Albatros aus den Thälern auf die Berge, die der grimme Gefell in die brausende Fluth gewühlt.

Acht bange Tage währt das wilde Jagen,
Acht Tage Nebel, Sturm und Finsterniß,
Bis in den grauen Wolkenmantel nagen
Empört die Wirbelwinde einen Riß;
Als es zum neunten mal begann zu tagen
Ragt aus dem Meer ein neues Hinderniß,
Ein Damm wie steingewordne Walfischrippen
Umfaßt das Schiff mit sturmzerfressnen Klippen.

Wir waren in dem Kanal Sant Antacio vor Sebenico angelangt. Die schwarzgelben Schlagbäume Desterreichs kamen mir rosenroth vor, denn hinter ihnen lag die Barbarei des Ostens.

Frau Holle.

Es stieg die sternlose Nacht zu Grund,
Ihr Odem Sturm, mit Wolken angethan,
Und kalt und finster haucht mit Grabesmund
Der schwarze, blätterlose Wald mich an.
Es knirscht der Boden unter meinem Tritt,
Die harten Wurzeln hemmen meinen Schritt,
Es raunt und zischt: Hinweg aus unsrer Ritt',
Was suchst du hier im wegeloßen Tann?

Mich aber schreckt das dumpfe Grollen nicht,
Heut ringe ich dem Wald sein Räthsel ab,
Schlägt er auch dornenweilig mein Gesicht,
Ich raste nicht, bis er sich mir ergab.
Heut ist die Nacht, da aus des Berges Schoß,
Frau Holle bricht mit ihrem wilden Troß,
Und durch die Lüfte brauset hoch zu Roß,
Wie ich's aus alter Mär vernommen hab'.

Drum lauscht so stumm und athemlos der Wald,
Drum wimmert's durch den Sturm wie Geisterlag'.
Da horch! Ein Wehruf aus der Tiefe schallt,
Und durch die Erde dröhnt ein Donnererschlag.
Auf schäumend weißem Roß die blonde Frau,
In Schleiern wie der Frühlingshimmel blau,
Sie fährt als Lenzesgöttin durch die Au
Und seit die Fluren für den Erntetag!

Doch hinter ihr jagt der Verdamnten Heer,
Mit fahlen Wangen, stierem Wahnsinnsbild,
Manch' einer, der am Leben trug zu schwer
Und selber endete sein Qualgeschick.
Viel stolze Ritter, die im Uebermuth
Verpragten ihrer Unterthanen Gut,
Und Mörder, die vergossen schuldlos Blut —
Sie alle finden Ruhe nimmermehr.

Und wenn die Morgensonne purpurn flammt,
Und Erd' und Himmel freudig Licht erhellt,
Dann schwillt das than'ge Moos wie weicher Saum't
Und frische Saat lugt grünend aus dem Feld.
Und wo der Sünder blut'ge Thräne fiel,
Da stehen junger, bunter Blumen viel
Und Weichen senden Düste, süß und kühl,
Und künden, daß der Lenz kam in die Welt.

Und Weiber, in den Augen äpp'gen Brand,
Schwarzweiß'ge Locken um des Busens Schnee,
Sie morbeten ihr Kind mit eigner Hand,
Sie brachen frevelnd Treue einst und Eh',
Sie rafen gleich der Windsbraut über's Feld,
Die wüth'ge Meute heult, das Jagdhorn gellt,
Von Stirn und Aug' der Wüßerinnen fällt
Manch' blut'ger Tropfen, manche Thrän' im Weh.

Und ihrem Schrei antwortet die Natur,
Der Sturm durchheult wie Furienruf die Nacht,
In bangen Weh'n erbebt die weite Flur
Und Bittern rinnt bis in des Berges Schacht.
Wie dort die Seele mit der Sünde Joch
Kämpft Licht und Dunkel, Lenz und Winter noch,
Das Leben siegt, der heitre Frühling doch —
Und tilgt der finstern Mächte letzte Spur.

Und mählich schwächer wird der schrille Schall
Und fern ertobt der Spul der wilden Jagd,
Nur manchmal noch ein leiser Widerhall,
Wie im Entschlummern wohl ein Kindlein klagt.
Dann Frieden. Sturmwind und Gewölk verweht,
Ein sanftes Säuseln durch die Stille geht,
Aus reinem Blau der Mond herniederpäht,
Und Stern an Stern sich zu entschleiern wagt.

Wie weht es nun im Wald so wunderbar,
Bedeckt mit Silberstrahlen ist der Plan,
Und wo Frau Holle heut vorüber kam,
Da fängt's in Baum und Strauch zu sprossen an.
Die Quelle senkt verschlafen unterm Eis,
Die Vögel zirpen lichtermuntert leis,
Und aus den Schatten schwebt es nebelweiß,
Wie Essenzauber traumessacht heran.

Antritt zur Sarabande in einer Schenke Andalusiens. (Bild Seite 425.) Wenn man Spanien auch nicht grade das Vaterland des Tanzes nennen darf, da alle Völker rhythmische Bewegungen des Körpers und besonders der Füße als Ausdrucks- und Anregungsmittel für eine lebhaft, sinnliche Gemüthsstimmung geübt und geliebt haben, so muß man doch zugeben, daß der Tanz seit Jahrtausenden nirgends so sehr zuhause war, als auf der von der Natur so wunderbar bevorzugten, von den Menschen aber in konsequenter Thorheit und Bosheit auf tiefer Entwicklungsstufe zurückgehaltenen Pyrenäenhalbinsel. Nur sinnliche, leidenschaftliche Leute sind leidenschaftliche Tänzer, und der Charakter eines Volkes kann aus seinen Nationaltänzen mit ziemlicher Sicherheit erkannt werden. Der Deutsche, solange er noch der ehrbare Spießbürger von anno dazumal war, tanzte seinen Walzer bedächtig und langsam, bis der flotte wiener Walzer seinen schwerfälligen, ehrsamten Namensbruder verdrängte und die deutschen Jungfrauen und Jünglingsherzen in bacchantisch-wilde Lust hineintrifft. Die Spanier, insbesondere die Andalusier und Andalusierinnen brauchten nicht erst verführt zu werden: solange wir von ihnen wissen, tanzten sie, und solange sie tanzten, waren sie wilden und leidenschaftlichen Sinnes. Unser schönen Andalusierin mit den frischen Rosen im schwarzen Haar, dem hellen, faltigen Gewande und den zierlichen Schnürschuhen an den winzigen Füßchen, sieht man es an der Haltung des ganzen Körpers, dem Gluthblick der großen Augen, an dem schelmisch-äppigen Zuge des feingeknickten Mundes an, daß sie nicht zu einem bedächtigen Walzer-tanze oder einem gravitätischen Menuet antritt — aber sie will sich augenblicklich auch nicht in den wilden Rhythmen des Fandango zu wildem Sinnenrausche begeistern, sondern in dem für eine Spanierin ernstesten, wenn auch raschen Trippeltakte der Sarabande ihren schönen Körper vor den Augen der männlichen Zuschauer in graziösen Schwingungen sich drehen und winden lassen. Der Guitarero klopft den Takt, die übrigen Männer in ihren weiten, faltreichen Mänteln und schneeweißen, mit meist offen getragenen Halskragen verzierten Hemden, den bunten Brusttüchern und den zierlichen Strümpfen harren gespannt dem schönen Schauspiel entgegen. Es ist eine keineswegs verdammenswerthe, schöne Sinnlichkeit, die aus unserm Bilde spricht, eine Sinnlichkeit, die mit der vom Schönheitsgefühl gänzlich verlassenen, schweißtriefenden Tanzwuth unserer Tage wenig gemein hat. G.

Eine Pfingstfeste. Noch heut ist ja Pfingsten überall das liebliche Fest, wo Jubel und Freude allenthalben herrschen. Manche Sitte des grauen Alterthums, die mit ihm in Verbindung stand, ist freilich schon zu Grabe getragen worden, wozu auch der „Wasservogel“ gehört. Ehedem fand man im ganzen deutschen Vaterlande diese Belustigung,

deren Ende immer das Hineinwerfen eines Knechtes in das Wasser bildete, der sich nun zum Vergnügen aller abmühte, das Ufer zu erreichen. In Bayern wurde derjenige Knecht, der am Pfingstmorgen am spätesten austrieb, zum Wasservogel. Er wurde von den übrigen Burtschen ergriffen, in den Wald geführt, mit grünen Zweigen geschmückt, auf ein Pferd gesetzt und in Begleitung der ganzen Dorfschaft zum nächsten Teich gebracht, wo ihn seine Mitknechte unter feierlichen Ceremonien in's Wasser warfen. Auch in Oesterreich geschah ganz dasselbe, nur wurde hier zur noch größeren Belustigung dem keineswegs beneidenswerthen Opfer das Gesicht geschwärzt. Zu Wöfingen in Schwaben wurde ein Wettreiten zwischen sieben Burtschen veranstaltet, bei welchem der Sieger einen mit Bändern geschmückten Baum als Preis erhielt. Der zweite Reiter erhielt ein Schwert, der dritte einen Geldbeutel, der vierte einen Eierkorb, der fünfte einen Schmalztiegel, der sechste aber ging leer aus und mußte Wasservogel sein, der schlechteste Reiter aber war dessen Knecht und mußte des Wasservogels Pferd führen. — In anderen Gegenden wurde der lebendige Wasservogel durch eine mit Blumen geschmückte Puppe ersetzt. Was die ehemalige Bedeutung dieses Bades sein dürfte, läßt sich jetzt wohl kaum noch sagen, jedenfalls stammt aber diese Sitte aus altheidnischer Zeit und ist vielleicht als ein Opfer anzusehen, das man der Gottheit des Regens, der Fruchtbarkeit, darbrachte. H. St.

Kerzlicher Briefkasten.

Berlin. Julius G.—g. Das Wort Erkältung wird von Aerzten und Laien vielfach mißbraucht und gedankenlos nachgesprochen, umso mehr, da die Vorgänge im menschlichen Körper, welche unter dem Einflusse eines raschen Temperaturwechsels, namentlich wenn kalte Zugluft einwirkt, entstehen, vieles Dunkle in sich schließen und keineswegs genügend erforscht sind. Denn die namentlich von den Wasserärzten ausgesprochene Ansicht, daß bei der Erkältung die Hautabsonderung unterdrückt und ein dem Körper schädlicher Stoff im Blute zurückgehalten werde, welcher nunnmehr örtliche und allgemeine Krankheiten (Rheumatismen, Katarrhe etc.) erzeuge, ist ganz hypothetischer Art, weil bisher niemand einen solchen schädlichen Stoff gesehen und gefunden hat. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß durch Abkühlungen das Nervensystem, respektive gewisse Theile desselben, in einen Reizungszustand versetzt wird, welcher wiederum Störungen hervorruft, die von den individuellen Verhältnissen des Erkrankten abhängen, denn sonst könnte nicht bei einem Menschen nach Erkältungen ein Kehlkopfkatarrh, beim anderen ein Schnupfen, beim dritten ein Muskelrheumatismus etc. entstehen, sondern die Folgen müßten immer dieselben sein. Es hängt deshalb lediglich von individuellen Verhältnissen eines Menschen ab, ob er sich und wie weit er sich ohne Schaden im schwindenden Zustande dem Luftzuge aussetzen darf. Erkältet sich jemand leicht, so muß er sich abhärten suchen. Die Regeln für eine Abhärtungsmethode gaben wir im Briefkasten von Nr. 20 dieses Jahrgangs.

Berlin. H. B.—s. Ein sehr naiver Wunsch, wegen eines diphtheritischerkrankten Kindes schriftliche Rathschläge von uns zu erbitten! Bevor der Brief in unsere Hände gelangt, kann ja das Kind schon gestorben sein oder der günstige Zeitpunkt zur Vornahme des Kehlkopfs- und Luftröhrenschnittes, der in manchen Fällen, wo der Kehlkopf mit erkrankt, das einzige Rettungsmittel ist, ist schon vorüber. Mit solchen Anfragen wolle man uns freundlichst verschonen, denn akute Erkrankungen erheischen die Konsultation eines am Orte befindlichen Arztes.

Sigmaringen. E. Sch. Wir können nur wiederholen, daß rohes Fleisch kein Kräftigungs- und Nahrungsmittel für junge Kinder sein darf. Bandwurm kann sich durch den Genuß desselben allerdings nur entwickeln, wenn das Fleisch fäulnisig war. Das Beste wird immer die Milch bleiben; bei Kindern nach dem ersten Lebensjahre auch weiche Eier.

Wittenberg. D. D. Zene Ankündigung, in der die Elektricität gegen Schwerhörigkeit und Ohrensausen als unfehlbar angepriesen wird, ist ein maßloser Schwindel; denn nur bei sehr wenigen Krankheiten des Labyrinthes und Mittelohres hat sich die Elektricität hier und da von einigem Nutzen erwiesen. Ganz zwecklos ist sie bei chronischen Mittelohrkatarrhen, bei welchem einzig und allein der konsequente Gebrauch der Luftdouche, neben Einspritzungen von lauwarmem Salzwasser in die Nase und Gurgelungen mit leikterem, Besserung herbeiführen kann.

Magdeburg. H. M. Daß für unsere klimatischen Verhältnisse das wollene Hemd — im Winter — und das baumwollene Hemd — im Sommer — zweckmäßiger ist, als ein leinwandenes, steht fest. Denn die Leinwand saugt Flüssigkeit leicht auf und läßt sie leicht wieder fahren, erkaltet aber deshalb. Baumwolle und Wolle sind hygroskopischer, sie

lassen den Schweiß nicht so leicht verdunsten und schützen, gerade im Sommer, vor Erkältung. In Italien, wo wohl selten jemand Leinwandwäsche auf bloßem Leibe trägt, nennt man die Leinenhemden: Leichenhemden.

Weder zur öffentlichen, noch zur privaten Beantwortung eignen sich die Anfragen von F. R. D. in Hausdorf, F. H. in Zeulenroda, E. Wolf in Berlin, A. L. in Posen, Fischer A. W. in Berlin, in diesen Fällen wäre Berathung ohne persönliche Unterfuchung Charlatanerie. — Anfragen ähnlichen Inhalts finden folgende Briefschreiber in früheren Nummern der „N. W.“ beantwortet: A. Scholz in Berlin und L. B. in Magdeburg (wegen Kirschen's Naturheilmethode). — E. Sp. in Berlin wolle einen recht geschickten dortigen Chirurgen wegen seines „Dupeus's Hühneraugen am Ballen“ konsultiren, denn er selbst würde dieselben doch nicht beseitigen können, selbst wenn wir ihm das Verfahren genau beschreiben würden. — Die übrigen bis zum 23. Mai eingegangenen Briefe haben wir direkt erledigt.

Im ärztlichen Briefkasten der Nummer 35 befindet sich ein Satzfehler. Es soll heißen: „Kühle Waschungen mit 22–20 Grad N. warmem Wasser.“ 30 Grad warmes übersteigt die Bluttemperatur, kühlt also nicht ab. Dr. Rejan.

Redaktions-Korrespondenz.

Rostock. H. Abhandlungen über Heraldik finden in der „N. W.“, deren Name schon belagt, daß sie mit den Thorheiten der alten Welt nichts zu thun haben will, keinen Eingang. Die Thatfache, daß die dieser angeblühende „Wissenschaft“ (von den Wappen unserer Welt) gewidmeten Universitätslehrstühle, trotz der Vorliebe verschiedener Landesväter für solchen Pöbel, schließlich unbesezt bleiben mußten, beweist nur zu genüge, daß das deutsche Volk über derlei denn doch hinaus ist. Wollen Sie durchaus Heraldiker werden, obgleich Sie „einfacher bürgerlicher Beamter“ sind und Ihre Zeit jedenfalls besser als zu solchen jüngerlichen Spielereien verwenden können, so lassen Sie sich das Wort von Bernd „Die Hauptstücke der Wappenwissenschaft“ an.

Demold. H. Sehr liebenswürdig! H. Bremerlieutenant B. Herr Dr. Eibmann ist praktischer Arzt in Binnich, Regierungsbezirk Rachen.

Breslau. L. Sch. Zu Ihren Zwecken werden Sie wahrscheinlich die „Praktische Anleitung zur Glacéleberberei“ von Anton Bangemann, 1868 zu Cuedlinburg zuerst erschienen, gebrauchen können. — W. B. J. lieber die Person unseres Mitarbeiter's R. A. sind wir vorläufig nicht befugt, Unbestimmten Auskunft zu geben. — L. Wenden Sie sich mit solchen Fragen gefälligst an die Redaktion der „Wahrheit“.

Wien. Fischer A. L. Die kleinen Konversationslexika von Meyer und Brockhaus sind beide schon deswegen zu empfehlen, weil in der Art gegenwärtig nichts Besseres existirt. Wenn Sie noch einige Wochen warten wollen, werden Sie erfahren können, ob nicht in nächster Zeit ein in wissenschaftlicher und sozialpolitischer Beziehung vollkommen vorurtheilslos redigirtes ähnliches Werk erscheint.

Düsseldorf. R. Fr. Die Gauchos, gesprochen Gan-tichos, sind die aus der Vermischung der Spanier mit den Indianern hervorgegangene Landbevölkerung der Pampas in den südamerikanischen Republiken, deren Hauptbeschäftigung das Einfangen der auf den Pampas zu Millionen vorhandenen verirrten Pferde und Kinder ist.

Obersachsen (bei Cuesfurt). A. R. In solchen alten Büchern, wie das im Jahre 1820 zur Volksbelehrung erschienene, aus dem Sie die Formel zur Teufelsabtreibung genommen haben, finden Sie keine zuverlässige Belehrung.

Hamburg. J. J. Sch. Sie hatten vollkommen recht, als Sie meinten, die weitverbreitete Stimmung, welche in Ihrem Sonette zum Ausdruck gelangt, passe nicht in die „Neue Welt“. Wer an eine neue Welt glaubt, für sie arbeitet, der schaut frohen oder düsteren Muthe, aber stets mit unbegrenzter Zuversicht, in die Zukunft. Daß übrigens der Jammer der alten, elenden Welt, in der wir leben, ganz dazu angethan ist, Menschen, deren Gefühl nicht — um mit Platen zu reden — „mit liebenswürdigem Lieder überzogen, dem Schilde des Hiesigen im Himer vergleichbar“, zur Verzweiflung zu treiben, geben wir gern zu; nur dürfen wir diese sehr erklärliche Reizung zur Weltverzweiflung nicht fördern, sondern müssen die Proletariatsgemüther, trotz es, was es wolle, stabil und in alle Wege schicksalsfest machen helfen. Uebrigens erklären wir Ihnen gern, daß wir Sie für portlich nicht unbegabt halten und Ihren Gedichten, wenn Sie Kampfsfreudigkeit statt Weltkummer athmen werden, die „N. W.“ nicht verschließen wollen.

Braunschweig. Gust. S. Der Kukul ist kein Raubvogel. Er lebt von Insekten, Raupen u. dergl. Raubvögel sind nur die drei Familien der Geier, Falken und Eulen. Diese nähren sich meist von Wirbelthieren; einige fressen auch Aas.

Berlin. B. C. Der betreffende Herr steht allerdings geistig und sittlich zu tief, als daß wir ihm die Ehre besonderer Beachtung in der „N. W.“ angedeihen lassen könnten. Für diejenigen, welche den Mann nun einmal näher kennen, setzen wir Ihr Epigramm an diese Stelle: „Des Vaters Leichnam ist für Hans der Köder. — Mit dem er treibt; — nach seiner Art jedweder.“ Es würde uns freuen, wenn Sie Gelegenheit nehmen wollten, uns zu überzeugen, daß Sie die Pfeile Ihres epigrammatischen Wides auch nach edlerem Bilde richten. — R. H. Sie haben recht, in dem Artikel über Immanuel Kant ist irrig angegeben, Kant habe 1777 seine schriftstellerische Laufbahn begonnen; es soll heißen: 1747. Uebrigens ist das aus den anderen Angaben, wonach K. 1724 geboren ist und 23 Jahre alt, sein erstes Werk veröffentlicht hat, klar genug ersichtlich. Ein Verzeichniß der Druckfehler etc. in diesem Jahrgang der „N. W.“ werden wir der letzten Nummer derselben beifügen.

Marlenwerder. Delonomielebe v. B. Sie „verachten die Sozialdemokraten, wie alle Demokraten und andre Leute, die im Königthum nicht das Höchste auf Erden sehen!“? Wie können Sie so grausam sein, liebes Kind?

Alle Verleger sozialistischer Schriften sowie aller anderen, die in wissenschaftlicher oder politischer Beziehung von kapitalen, durchaus vorurtheilsfreien Grundgedanken ausgehen, ersucht der Unterzeichnete, ihm ein Verzeichniß ihrer Verlagsartikeln, oder, so weit dieselben nicht seit einigen Monaten bereits im Buchhandel sind, je ein Exemplar derselben zuzusenden. Die aus dem großen Verzeichnisse der „N. W.“ zahlreich an die Redaktion ergehenden Anforderungen, Rathschläge zu ertheilen bezüglich der Wahl sozialpolitischer, wissenschaftlicher oder belletristischer Redakteure, und die Absicht, in Zukunft, ungefahr allmonatlich, ein Verzeichniß, resp. eine Besprechung der eingegangenen literarischen Novitäten zu bringen, sind die Veranlassung dieses Wunsches.

Bruno Geiser, Redakteur der „Neuen Welt“.

(Schluß der Redaktion: Montag, den 27. Mai.)

Inhalt. Ein verlorener Posten, Roman von R. Lavant (Fortsetzung). — Peter Paul Rubens (mit Porträt). — Alte Probleme in modernem Gewand (III. Das Lebenselixir). — Ein Stück Kulturgeschichte des Mittelalters im Orient, von A. Bebel (Jorff). — Komödiantenfahnen zwischen Trapezium und Zinne, von Dr. Max Trautl (Schluß). — Frau Holle (Gedicht). Antritt zur Sarabande in einer Schenke Andalusiens (mit Illustration). Eine Pfingstsitte. Kerzlicher Briefkasten. Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Blagwikerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.